



EINMAL MEHR sind Theologieprofessoren im Gerede: Sie heißen *Käsemann* (71), *Küng* (49) und *Neumann* (47). So verschieden jeder der drei «Fälle» von der personellen Seite aussieht: es verbindet sie nicht nur die zeitliche, sondern auch die örtliche Nähe. Alle drei wirken in *Tübingen*. Daß Theologie dort groß geschrieben wird, schlug sich in den Feierlichkeiten zum 500-Jahr-Jubiläum der Universität nieder. Der Festvortrag war dem Thema «Wissenschaft und Gottesfrage» gewidmet. Man hat dafür *Hans Küng* ausersehen, was zugleich eine Ehrung der sehr viel jüngeren *katholisch-theologischen Fakultät* bedeutete. Diese feierte eine Woche später in Ellwangen noch ein eigenes Jubiläum: ihr Gründer, *Sebastian von Drey*, ist dort vor 200 Jahren (17. 10. 1777) geboren. Nach einem Bericht in «Christ in der Gegenwart» (Nr. 45), wurde in Drey der «unbestechlichste Aufklärer im positivsten Sinn, den man diesem Wort geben kann» gefeiert: Vor allem darin, wie Drey «Vernunft und Offenbarung, Wissen und Glauben, Wahrheit und Geschichte zueinander in Beziehung setzte», gründet – so führte Max Seckler aus – das «Ethos seiner Theologie», das, was den «Tübinger Geist» ausmacht. Daß sich dieser Geist freilich nicht ohne Kampf durchsetzt, ja daß die Geschichte des Suchens und Forschens sowohl in der Natur- wie in der Geisteswissenschaft nicht zuletzt durch Instanzen eines «zur totalitären Ideologie erstarrten» Christentums zur Leidensgeschichte gemacht wurde, hat Küng in seinem Festvortrag sehr eindringlich nachgezeichnet. Das Schicksal der *professores* kam immer wieder dem der *confessores* nahe, die als Glaubende in Konflikt mit totalitären Mächten geraten, und wer sich um Synthese von Wissen und Glauben bemüht, muß sozusagen naturgemäß einen Zweifrontenkrieg bestehen. Die Wahrheit, ihre Suche wie ihr freimütiges Bekenntnis, ist nun einmal eine Last, und deshalb mag man ganz zu Recht von «lästigen Professoren» sprechen.

Die Last der Professoren

Im folgenden sollen die drei Fälle ohne Umschweife nebeneinander gemäß ihrem aktuellen Stand zur Darstellung gelangen. Aus dem gemeinsamen «Sitz im Leben» – die Situation der Universität (mit ihrer studentischen Jugend) in Kirche und Staat – lassen sich sehr wohl gemeinsame Anliegen entdecken: Stichworte wie Toleranz, Menschlichkeit und Freiheit begegnen ebenso wie das Bestreben, Redlichkeit und Glaubwürdigkeit wiederherzustellen. Der Leser mag hier selber den einen oder andern roten Faden knüpfen und sich dabei fragen, ob das, was hier als Rolle und Schicksal von Einzelkämpfern erscheint, nicht einer ganz anders bewußten Solidarität aus anderen Gruppen und Kreisen der Kirchen bedürfte, damit die Signalwirkung der vollzogenen Schritte nicht mit der kurzlebigen Aktualität verpufft. Denn allen Beteuerungen zum Trotz, wie sie etwa in Ellwangen vom zuständigen Bischof von Rottenburg, Georg Moser, zugunsten der Freiheit zum theologischen Suchen und Forschen «in gesunder Spannung zur Amtskirche» zu hören waren, bleibt diese Freiheit prekär. Genau einen Monat nach der Ellwanger Feier wurde die Öffentlichkeit darauf aufmerksam gemacht: Die Bischöfe sprachen (wieder einmal) zum Fall *Küng*.

KIRCHE

Prekäre Freiheit der Theologie: Drei Tübinger Professoren machen Schlagzeilen – *Hans Küng*: Paradeferd und Prügelknabe – Spielen auf Zeit wird Spiel mit Jahrhunderten – *Johannes Neumann*: Mit Reformvorschlägen abgeprallt – Wo bleiben die Rechtsgrundsätze im hierarchischen System? – Das Dilemma des Lehrers – *Ernst Käsemann*: Gegen die intolerante Mehrheit der Synode – Formal demokratisch, demonstriert sie seit 100 Jahren antirevolutionären Konformismus. *Ludwig Kaufmann*

ÄGYPTEN

Sadat und der religiöse Aufbruch: Allgemeine Liberalisierung kam Christen und Muslimen zugute – Kopten nicht mehr Stiefkinder des Sadat-Regimes – Aufatmen nach der Verfolgungszeit – Islam-Konzil in Kairo – Vom politischen Fanatismus zu einer religiös inspirierten Toleranz – Gemäldeausstellung eines Juden und «Konzilsaula» im Parteihaus – Ungeahnter Aufschwung des religiösen Schrifttums. *Heinz Gstrein, Kairo*

EUROKOMMUNISMUS

Santiago Carillo und sein Standpunkt: Kurzbiographie des spanischen KP-Chefs – Sein Image in der Sowjetunion – Maulkorb auf dem Parteitag – Ausschnitte aus seinem Buch «Eurokommunismus» und Staat – Koexistenz öffentlicher und privater Besitzverhältnisse – Kritik an der Pseudo-Arbeiterdemokratie der UdSSR – Volksfrontstrategie als Alternative – Werben um die katholische Kirche – Das Zweite Vatikanum als beispielhafte «Kulturrevolution». *Robert Hotz*

LEBENSQUALITÄT

Neuer Lebensstil – Beispiele aus aller Welt: Jesuit führt Bildungszentrum mit umweltfreundlichem Laden und vegetarischem Restaurant – Veränderungen im Alltäglichen sollen Politiker zu neuen Optionen ermutigen – Von Philadelphia bis Mittelbaden und ins Emmmental – Wirtschaftliche Einwände – «Welche Schweiz morgen?» – Ökumenische Initiative «Eine Welt». *Peter Hertel, Ronnenberg*

ZUSCHRIFT

Ein Pfarrer zu «Erstes Vatikanum und Unfehlbarkeit» *Werner Egli, Rheineck*

VERLAGSPROGRAMM

«Orbis Books» – ökumenisch und weltweit: Kontakt und Kommunikation mit den theologischen Strömungen in allen Kontinenten. *Michael Göpfert, München*

Hans Küng und die Bischofskonferenz

Am 14. November hat die Deutsche Bischofskonferenz alle katholischen Priester und Religionslehrer in der Bundesrepublik, aber auch alle sonst «in der Glaubensverkündigung Stehenden» in einem ausführlichen Schreiben vor Küngs Buch «*Christsein*» gewarnt, es enthalte schwerwiegende theologische Mängel: vor allem sei die Gottheit Christi zu wenig deutlich betont. Küng, dem die Bischöfe vorwerfen, daß er seit der ersten Aufforderung im Februar 1975 sich nicht bereitgefunden habe, die «notwendigen Ergänzungen und Korrekturen» an seinem Buch anzubringen, findet seinerseits bei den Bischöfen «nicht genug Geduld und Einsicht»: sie hätten seinen «Ergänzungsband» abwarten sollen, der für den kommenden Februar angekündigt ist. Er wird, wie der Festvortrag am Universitätsjubiläum, der Gottesfrage gewidmet sein und in diesem Kontext auch eine Klärung der theologischen Sachfragen um die, wie Küng beteuert, von ihm «nie geleugnete Gottessohnschaft Jesu» versuchen.

Angesichts dieses neuen Schlagabtauschs zwischen Küng und der Bischofskonferenz mag man sich fragen, ob damit nun also die «gesunde Spannung» zwischen Theologie und Amtskirche demonstriert wird. Eines ironischen Schmunzeln kann man sich jedenfalls nicht erwehren, wenn man einerseits bedenkt, wie von beiden Seiten *auf Zeit gespielt* wurde, und wie andererseits, nachdem «*Christsein*» die Auflage von 200 000 überschritten hat (und neuerdings verbilligt zu haben ist), Küngs nächstes Buch «*Existiert Gott?*» nun bereits vor seinem Erscheinen im Gespräch ist: Fungiert die Bischofskonferenz nicht nachgerade als Küngs *Werbeagentur*? Nimmt sie dies vielleicht sogar nicht so ganz unbewußt in Kauf, weil eine Reihe von Bischöfen überzeugt sind, daß Küngs Buch der Sache des existentiellen Glaubens (im Sinne des Titels «*Christsein*») in breiten Kreisen doch viel mehr nützt, als es einer katalog- und satzhaft verstandenen «unverkürzten» Darstellung der «verbindlichen» Lehren der Kirche Abbruch zu tun vermag?

Wer Zeuge der Verteidigung war, die Küng von Seiten des Bischofs von Rottenburg gegen traditionalistische Angriffe auf einer Akademietagung in Stuttgart-Hohenheim zuteil wurde, und wer gar noch weiß, daß ebendort gleichentags die letzte entscheidende Konfrontation zwischen Küng und Vertretern der Bischofskonferenz stattgefunden hatte, darf es sich vielleicht erlauben, am «letzten Ernst» eines Konfliktes zu zweifeln, der, um «blutig» zu sein, schon viel zu lange dauert. Eine gewisse trotz allem durchgehaltene Solidarität scheint zu überwiegen, sei es, weil genügend Bischöfe als einzelne wahrnehmen, daß die von Küng aufgegriffenen Fragen, wie dieser selber sagt, «auch die ihrigen» sind, sei es, weil Küng im Grunde so unbefangen «katholisch» ist, daß er die Bischofskonferenz zwar der «doktrinären Selbstrechtfertigung ohne Selbstkritik» bezichtigen, aber sich zugleich der Hoffnung hingeben kann, daß das offizielle Lehramt «in hundert Jahren» (wie er zu sagen pflegt) auf seine Linie einschwenken und sie bestätigen werde. Küng profitiert offenbar ebenso sehr von der durch Jahrhunderte erprobten politischen Erfahrung der alten Eidgenossen, die zwischen «Rom» und «Rom» zu unterscheiden wußten, wie von seinen eigenen römischen Jahren, in denen er oft genug das Wort vatikanischer Monsignori hören konnte: *noi pensiamo in secoli* – «hier denkt man in Jahrhunderten».

Neumann gegen das hierarchische «System»

Im Vergleich zur Küngschen Einstellung und gewiegten Verhandlungstaktik wirkt der Schritt seines Kollegen *Johannes Neumann* abrupt. Ohne vorausgehende Verhandlungen hat er gleichzeitig den Bischof von Rottenburg und den Kultusminister von Baden-Württemberg davon unterrichtet, daß er sich vor seinem Gewissen nicht mehr in der Lage sehe, sein «wissenschaftliches Arbeiten im Auftrag und gemäß den offiziellen Lehren der römisch-katholischen Kirche fortzusetzen». Nicht in augenblicklichem «Zorn», wie ein Kommentar meinte, sondern «nach jahrelanger gründlicher Überlegung» hat Neumann dem Bischof freiwillig den kirchlichen Lehrauftrag zurückgegeben. Angesichts des definitiven Charakters dieses Schrittes und angesichts des Platzes, den Neumann bisher ausfüllte, ist es sehr wohl berechtigt, mit «Publik-Forum» (11.11.77) von einem «bitternsten Signal» zu sprechen.

Neumann ist unseren Lesern als ein *Kirchenrechtler* bekannt, der, dem reformerischen Impetus des Zweiten Vatikanum verpflichtet, die Institutionen der Kirche durch ein ebenso theologisch verantwortbares wie humanes Recht erneuert sehen wollte. Erinnert sei zum Beispiel an seinen Appell «Amt und Sakrament nicht spalten!»¹, womit er gegen die derzeitige Tendenz der Hierarchie hinsichtlich der pastoralen Dienste ankämpfte, erinnert sei an sein Eintreten für die Frau und für die Verankerung des Grundsatzes der Gleichheit aller Menschen in einem künftigen Recht und in der künftigen Praxis der Kirche. Dabei hat gerade seine Schrift «*Menschenrechte – auch in der Kirche?*»² gezeigt, wie differenziert er die Thematik bürgerlicher und spezifisch christlicher Grundrechte zu behandeln wußte. Neumann war auch an dem alternativen Entwurf zu einem neuen Eherecht in der Kirche beteiligt, der seinerzeit hier unter dem Namen des niederländischen Kanonisten Huizing vorgestellt wurde.³

Aber, so müssen wir heute von Neumann vernehmen, mit all dem – insgesamt über 100 Publikationen – sei er abgeprallt. Der eben erwähnte Entwurf sei nicht einmal diskutiert worden, und das kirchliche «System» habe sich als undurchlässig und «irreformabel» erwiesen. In seinem Schreiben an den Kultusminister macht Neumann geltend, daß «kleine Erfolge» (Reform der Mischehenpraxis 1965–1970, teilweise Veröffentlichung der Verfahrensregeln bei römischen Lehrzuchtverfahren 1970) in ihm, wie in vielen Kollegen, den «Keim der Hoffnung» genährt hätten, «daß beharrlicher und konsequenter Einsatz in der jeweiligen Stunde die Kirche als Institution doch zu ihrem Herrn und seiner Menschenfreundlichkeit bekehren könne». Aufgrund dieser «vagen Hoffnung» habe er 1972 noch geglaubt, «in der Kirche dringender als in der Universität gebraucht zu werden» (damals wurde dem Rektor von maßgebender Seite der neue Dauerposten eines «Präsidenten» angetragen). Diese Hoffnung, so meint Neumann heute, hat getrübt. Was er als Anzeichen für die Unwilligkeit oder Unfähigkeit zur Beseitigung eklatanter Rechtlosigkeit und Ungerechtigkeit in der Kirche, ja teilweise für eine Entwicklung zum Schlimmeren anführt, ist in der Tat keineswegs geringfügig und findet seine ebenso nüchterne wie (gerade deshalb) erschütternde Bestätigung: im Septemberheft von Concilium «*Gerichtbarkeit in der Kirche*», ferner im Novemberheft der Herderkorrespondenz «*Die verdrängte (deutsche) Synode*» sowie in der auf der jüngsten Bischofssynode demonstrierten Ohnmacht der kollegialen Mitverantwortung des Weltepiskopats gegenüber der Revision des Kirchenrechts (Orientierung Nr. 21, S. 234: Kardinal Felici).

Entwicklung zum Schlimmeren

Uns müssen hier Stichworte genügen: die weltweit (vor allem in USA und Italien) repressiven Maßnahmen nach «*Humanae Vitae*» gegen andersdenkende Professoren und Seelsorger, die rigide Behandlung wiederverheirateter Geschiedener, der Ausbau der zentralistischen Machtposition der römischen Zentralverwaltung (Aufgipfelung des Staatssekretariats 1967), neue Rechte der Nuntien 1969, Bischofsernennungen 1972 (vgl. dazu die Praxis 1970/72 etwa in Holland), die Niederschlagung der Unfehlbarkeitsdebatte (1973), die Behandlung der Priestergruppen und der Zölibatsfrage bis hin zur Erklärung über die Unfähigkeit der Frau zu einem geistlichen Amt (1976).

Den schärfsten Protest aber erhebt Neumann gegen die «jeglichem Rechtsempfinden hohnsprechende *Verfahrensordnung für die Laisierung von Priestern*», in die der folgende «*Erpressungsmechanismus*» eingebaut ist: Die Kirche behält sich vor, diejenigen Laisierten, die (später) den «*heiligen Zölibat*» verunglimpfen, nachträglich als für den kirchlichen Dienst untauglich und unfähig zu brandmarken. In dieser *neuen* Norm (die noch über die aus Kanon 133 des bisherigen Gesetzbuches bekannte Unrechtsvermutung hinausgeht) sieht Neumann den Beweis, daß der *kirchliche Gesetzgeber* «auch heute nicht daran denkt, wirkliche Rechtsgrundsätze wieder in die Kirche einzuführen.» Neumann, der sich auch gerade für diesen Punkt seiner Kritik auf das Urteil international anerkannter Fachkollegen berufen kann⁴, spricht hier nicht etwa, wie wir versucht wären, von Arroganz oder Zynismus, womit solche

¹ bis ³: Orientierung 1976, S. 86f.; S. 145; 1975, S. 167.

⁴ Orientierung 1976, S. 146: J. Schlick auf der Straßburger Tagung

Kritik abgewehrt wird:⁵ er zeigt nur, wie «System» und «Ritus» dazu führen, daß man «unangenehme Frager dadurch zu disqualifizieren sucht, daß sie persönlich belastet und biographisch beschwert» bzw. für erklärt werden.

An dieser Stelle gilt es, innezuhalten. Der Raum erlaubt es uns nicht, auf diesen Punkt von Neumanns Kritik näher einzugehen. Aber das oben Herausgestellte verdeutlicht zur Genüge das Dilemma, das sich für Neumann konkret in dem Moment stellte, als er das lange Jahre aus seinen Vorlesungen ausgeklammerte Weiherecht endlich doch vor seinen Hörern, worunter Priesteramtskandidaten, zu behandeln hatte, desgleichen das kirchliche Dienstrecht. Im Brief an den Minister heißt es dazu:

Die Geistlichen, vor allem aber die nichtordinierten Bediensteten, sind im Konflikt mit der Kirchenleitung weithin recht- und schutzlos.⁶

Dilemma des Lehrers

Das Dilemma bestand darin, daß die Darlegung des geltenden Rechts wie eine Abschreckung wirken mußte, ein Dienstamt in der Kirche anzutreten. Tatsächlich ist solches Neumann auch vorgeworfen worden. Sollte er also den Status quo verschweigen oder die Hoffnung auf eine Änderung wecken, an die er selbst nicht mehr glaubt? In einem demnächst (in «Imprimatur»/Trier) erscheinenden ausführlichen Interview formuliert Neumann das Dilemma in einer Weise, die es für ihn tatsächlich als ausweg- und hoffnungslos erscheinen läßt:

«Ich halte die römisch-katholische Kirche von ihrem Selbstverständnis her, wie es sich unter dem Einfluß vieler äußerer, geschichtlicher und politischer Faktoren herausgebildet hat, für grundsätzlich nicht mehr reformierbar. Seit dem Scheitern der Reformbemühungen im 15. Jahrhundert waren alle «Reformen» nur an der Verbesserung der institutionellen Mechanismen, nicht aber an einer glaubwürdigen Verwirklichung des Evangeliums interessiert. Die Theologiestudierenden trotzdem in dieser Hoffnung zu lassen, halte ich für unverantwortlich. Ihnen diese Hoffnung jedoch – mit kirchlicher *missio* – zu rauben, halte ich für unredlich.»

Das pauschale an dieser Äußerung über «die römisch-katholische Kirche» und «ihr Selbstverständnis» wird durch Neumann selber dahin differenziert, daß er einerseits nicht nur das formelle Kirchenrecht, sondern die gegenseitige Stabilisierung von theologischer Begründung, gesetzlicher Norm und tatsächlicher Praxis meint und daß andererseits seine Entscheidung sich doch «nicht gegen die Kirche als solche», sondern gegen das «hierarchische System» der römisch-katholischen «Großkirche» richtet. Er sieht es in «halbaugeklärtem Absolutismus» und in «paternalistischen Strukturen» dermassen gefangen, daß es seiner Ansicht nach «weder gewillt noch in der Lage ist, die eigene Situation und die der Menschen so zu sehen, wie sie tatsächlich ist und darauf evangeliumsgemäß zu antworten.»

Zum Dienst in diesen konkreten Strukturen vermag Neumann junge Menschen nicht mehr zu ermuntern, wie es aufgrund der *missio canonica* von ihm erwartet wird; er will aber weiterhin in Tübingen «das, was in der christlichen Kirche als Recht galt und gilt», im Sinne einer «geschichtlich vermittelten, vernünftigen menschlichen Erfahrung» zur Darstellung bringen. Der Staat steht nun vor der Aufgabe, wie er Neumann einen Arbeitsplatz im Sinne solcher Forschung und Lehre schaffen kann. In der Kirche dürften mindestens die Fachleute auch künftig der wissenschaftlichen Beiträge zur Kanonistik aus der Feder Neumanns nicht entraten, zumal größere seit langem geplante Arbeiten von ihm angekündigt sind. Einen Verlust an direkter Einflußnahme in der Kirche – Neumann setzte sich z. B. für Küng ein und vermittelte zwischen ihm und den Bischöfen – nimmt er in Kauf. An einen Austritt aus der Kirche denkt er nicht.

⁵ Hier wäre auch die Ignorierung aller wiederholten Proteste gegen das «außerordentliche» Lehrzuchtverfahren zu erwähnen, wie es im «Fall Pfürtners» zur Anwendung kam, ferner die Nichtbeantwortung der Eingabe der Schweizer Synode 72 zur Reform dieser Verfahren.

⁶ Neumann zitiert hier zum Beleg das Vorwort der international renommierten Kanonisten W. Basset (USA) und P. Huizing (Niederlande) zum erwähnten Heft 8/9 von «Concilium», S. 423. Vgl. ferner S. 422: Säuberungswelle nach «Humanae Vitae» und S. 487ff.: Der Fall der Neunzehn von Washington.

Der Kirchenaustritt Käsemanns

Anders Ernst Käsemann. Dieser bereits emeritierte Professor für Neues Testament an der evangelischen theologischen Fakultät von Tübingen, ein Exeget von Weltruf, der nach Bultmann die Wende zum historischen Jesus einleitete und dem nicht zuletzt Hans Küng für den neutestamentlichen Befund das meiste verdankt, hat den Austritt aus der württembergischen Landeskirche angekündigt. Der Grund ist nicht etwa ein Konflikt mit der Kirchenleitung (Exekutive), sondern mit der Mehrheit der Synode (Legislative). Sie hat bei einem Gesamtetat von 300 Mio DM der evangelischen Studentengemeinde den bereits gekürzten, bisher zur freien Verfügung gewährten Subventionsbetrag von DM 9800 gestrichen, weil sie der Linkstendenz von zwei Arbeitskreisen (der eine über Lenin, der andere über «Christen für den Sozialismus») einen Riegel verschieben wollte. Käsemann nannte diesen Beschluß, dem eine monatelange, u. a. auch von ihm selber geführte Kontroverse vorausgegangen war, «schändlich und schäbig». In einem langen Rundfunkgespräch am Vorabend des deutschen Buß- und Bettags (16. November)⁷ erinnerte er an den Kirchenkampf in der Nazizeit und wie Göbbels den Terror mit «organisatorischer Verkümmern» beginnen ließ. Der von den Kirchgängern gewählten Synodenmehrheit warf er «Rechtsdrall» vor: Trotz der formalen Demokratie bei der Wahl sei die Synode weder in diesem noch im letzten Jahrhundert je demokratisch und tolerant gewesen: immer hätten «fromme Reaktionäre» die Szene beherrscht, die von der «Schockwirkung der Französischen Revolution und des proletarischen Aufstands» zur Panik getrieben würden. Käsemann äußerte, er würde «dem eigenen Weg untreu», wenn er jetzt nicht auf die Seite der Jugend träte:

«Seit 30 Jahren bemühe ich mich, akademischer Jugend Mut, Vertrauen und Lust zur kirchlichen Mitarbeit zu machen. Jeder, der durch die synodale Entscheidung zur Absage oder sogar zur Feindschaft getrieben wird, bedeutet für mich zerschlagene Hoffnung ...»

«Jugend hat das Recht und die Pflicht, den eigenen Weg unter unvermeidlichen Risiken zu suchen. Wer meint, ihr den Brotkorb höher hängen zu müssen, falls sie nicht pariert, zwingt sie in Charakterlosigkeit oder Revolution.»

«Die Beschäftigung mit dem Marxismus, der in unserer Zeit die Welt stärker bestimmt als das Christentum, ist in allen Konfessionen dringend erforderlich, wenn sie nicht den Kontakt mit den Realitäten verlieren wollen, der in Deutschland schon lange schwach entwickelt ist. ...»

Käsemann äußerte dann noch besonders spitz, die Lektüre des kaum attraktiven Lenin dürfte «theologisch nicht gefährlicher sein, als diejenige des vom schwäbischen Pietismus ebenfalls ausgetriebenen Hermann Hesse». Er hielt der Synode auch ihren antiökumenischen Geist vor, wogegen er selber, auch wenn er aus diesem «Konventikel» austrete, «weltweite Bruderschaft» bis hin zu katholischen Klostergemeinden als Gemeinschaft im Evangelium für sich in Anspruch nehmen könne.⁸ Käsemann verwies besonders auf Priester und Nonnen in Lateinamerika, mit denen er sich verbunden fühle: dort hat ja auch seine Tochter (zuerst in Bolivien, dann in Argentinien) gewirkt und ist nach Haft und Folter niedergemacht worden. Käsemann verhehlte nicht, daß diese schwere Erfahrung, die sich zu derjenigen vom Kirchenkampf der Nazis hinzufügt, in seine und seiner Frau Entscheidung miteinfließe. Diese ist übrigens noch an eine Klausel gebunden: Sie würde zurückgenommen, falls, wider Erwarten, die Synodalwahlen vom 4. Dezember eine andere Mehrheit ergäben, die den Synodenbeschluß rückgängig machen würde. In diesem Sinn ist der Kirchenaustritt Käsemanns also ein letzter verzweifelter Appell, um Glaubens- und Gesinnungsgenossen vor dieser Wahl wachzurütteln. Das Wort, womit er dies aussprach, gilt aber weit über diesen aktuellen Anlaß hinaus. Es lautet: «Alarm zu schlagen, halte ich für meine Pflicht!»

Ludwig Kaufmann

⁷ 105 Minuten (SF-Dienstagredaktion), zusammen mit Neumann (vgl. oben).

⁸ Käsemann erwägt, allenfalls der Methodistischen Kirche beizutreten.

Ägypten: Christen und Muslime im religiösen Aufbruch

Frucht der Liberalisierungspolitik und später Einsichten Sadats

Ägypten steht im Weltinteresse in vorderster Linie. Über seine Wirtschaftsreformen nach Zwang und Fehlplanungen der Nasser-Zeit sind die widersprüchlichsten Informationen im Umlauf. Die Demokratisierungsmaßnahmen Präsident Sadats werden überall gepriesen, die sozialen Schattenseiten seines Systems fast ebenso einmütig angeprangert. Über die religiöse Entwicklung in dem Land mit heute etwa 33 Millionen Muslimen, über 6 Millionen Christen und einer langsam wieder wachsenden Zahl von rund eintausend Juden (vor Abdel Nasser waren es um die 80 000 gewesen) wird um so weniger bekannt. Nur die Vorgänge um den Umsturzversuch der theokratischen Sekte *Al-Takfir wa al-Higra* (Sühne und Weltflucht) vom vergangenen Juli haben schlaglichtartig erhellt, wie stark Ägyptens religiöse Strömungen unter der Oberfläche von Politik, Wirtschaft und Nahostkonflikt eigentlich sind.

Dabei herrscht beileibe noch immer keine volle Religionsfreiheit. Zum Unterschied vom Sudan, der den Christen alle Rechte verfassungsmäßig verbrieft hat, ist die von Sadat 1971 als Nachfolgerin der VAR geformte «Arabische Republik Ägypten» ein islamischer Staat mit dem Schariatsrecht der Sunniten als einziger Rechtsquelle. Die anderen Religionen sind geduldet, aber nicht gleichberechtigt. Auf den Abfall vom Islam steht Todesstrafe, jede Missionstätigkeit ist streng untersagt. Die Christen dürfen keine politischen Parteien und Organisationen zur Wahrnehmung ihrer Interessen gründen. Theoretisch ist das auch den Muslimen untersagt, doch haben sie das als mehrheitliche Gruppe in allen Institutionen und Verbänden gar nicht nötig.

Andererseits sind die positiven Auswirkungen der allgemeinen Demokratisierung und Liberalisierung unter *Anwar as-Sadat* weder im christlichen noch im islamischen Lager ausgeblieben. Das religiöse Schrifttum hat seit Aufhebung der Zensur einen ungeahnten Aufschwung genommen, geistliche Vortragsabende werden jetzt gerne besucht, da keine Geheimpolizisten die Teilnehmer heimlich fotografieren. Besonders hat sich die Lage der koptisch-orthodoxen Gemeinschaft verbessert, die bis vor kurzem zu den Stiefkindern des Sadat-Regimes gehört hatte.

Bessere Zeiten für Ägyptens koptische Christen

In Kairo ist diesen Herbst ein neues «Koptisches Spital» eröffnet und dem hl. Evangelisten Markus geweiht worden. Dieses Ereignis hätte kaum über die etwa sechs Millionen starke koptische Kirche hinaus Beachtung gefunden, wenn dabei nicht von Präsident Anwar as-Sadat eine neue Christenpolitik seines islamischen Staatswesens verkündet worden wäre: «Muslime und Christen sind heute ein Fleisch und Blut. Wir werden dieses Land der Propheten und göttlichen Offenbarungen, der Menschlichkeit, der Liebe und des Glaubens nie dem Materialismus überlassen!»

In den sieben Jahren seiner Herrschaft hatte es noch nie so irenisch aus dem Mund des ägyptischen Staatschefs getönt. Sein Vorgänger *Abdel Nasser*, selbst koptischer Abstammung, hatte seine Volks-, wenn auch nicht mehr Glaubensgenossen in verschiedener Hinsicht bevorzugt. Hauptsache dürften die Linksneigungen gewesen sein, welche die christliche Intelligenz der islamischen Bevölkerungsmehrheit voraus hatte. So wurde der Kopte *Ramses Stino* mit seiner «Philosophie der Menschwerdung» der Chefideologe von Nassers Arabischem Sozialismus. 1964 legte der «rote Pharao» den Grundstein für die mächtige koptische Patriarchenkirche in Kairo, an deren Einweihung er 1968 ebenfalls teilnahm. Diese Vorliebe für koptischen Geist und Glauben hat Nasser nicht gehindert, die Angehörigen der

christlichen Minderheit von allen höheren Armee- und Verwaltungsämtern auszuschließen.

Richtig schlimm wurde es aber erst, als nach Nassers Tod 1970 mit Sadat ein Exponent des radikal islamischen Lagers mit engen Verbindungen zu fanatischen Derwisch-Bruderschaften an die Macht kam. Als 1971 Patriarch *Kyrollos VI.* starb, verhinderte das Regime die Wahl des sozial fortschrittlichen Bischofs *Amba Samuil* zugunsten des konservativen *Amba Schenuda*, der sich auf den damaligen Kriegsminister *Sadek* stützen konnte. Doch auch dieser Regierungsgünstling konnte als «*Schenuda III.*», Papst und Patriarch von Alexandria und ganz Afrika» nicht verhindern, daß schon ein Jahr später offene Christenverfolgung ausbrach. Aufgeputschte Muslime steckten eine Kirche nach der anderen in Brand, die Behörden legten die Hände in den Schoß. Nur eine Frau, die damalige Sozialministerin *Aischa Rateb*, wagte zu protestieren, zu helfen und für die bedrängten Christen einzutreten. Sie wurde daraufhin bei einer Versammlung auf der islamischen *Al-Azhar-Universität* für «gottlos» erklärt, was einer Exkommunizierung gleichkam, und ist darauf nicht mehr lange in Amt und Würden geblieben.

Nach diesem Tiefpunkt des christlich-islamischen Verhältnisses vor fünf Jahren verbesserte sich die Lage der Kopten nur langsam. Während des Krieges von 1973 wurde zwar auf einmal die «nationale Einheit» aller Ägypter beschworen; Erlaubnisse für den Bau neuer Kirchen, die Errichtung von Gemeindezentren oder der christliche Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen ließen jedoch weiter zu wünschen übrig.

Erst die Loyalität der Kopten während der kommunistischen Unruhen vom letzten Januar scheint Sadat, dessen Basis im Volk inzwischen gefährlich schmal geworden war, die Augen für die Bedeutung der bisher von ihm verschmähten ägyptischen Christen geöffnet zu haben. Und als nun im Herbst eine neue kommunistische Verschwörung aufgedeckt wurde, fand sich der Präsident überraschend zu der Spitalsweihe ein, spendete aus Privatmitteln einen hohen Betrag für die kirchliche Heil- und Pflegeanstalt.

Dieser Art Canossagang sind allerdings den Sommer über noch ganz andere Ereignisse vorausgegangen: Im Juli hatten Sadats Derwisch-Brüder von der Takfir-wa-Higra-Sekte den früheren Religionsminister entführt und ermordet, zur Zerstörung der städtischen Kultur und einer Theokratie von islamischen Hippies und Höhlenmenschen aufgerufen. Nur mit dem Aufgebot christlicher Polizeitruppen aus Oberägypten konnte Sadat die bösen Geister, die er selbst beschworen hatte, bannen. Eine völlig neue Einstellung zu den Christen war die Folge.

Die koptische Kirche hat von ihren neuen und freieren Möglichkeiten sofort Gebrauch gemacht. In Kairo und anderen Städten sind Bruder- und Schwesternschaften gemeinsamen Lebens mit sozialer und ökumenischer Ausrichtung entstanden. Sie waren bislang unter die strikte Zulassungspflicht für Kirchen und Bibelzentren gefallen und kaum je genehmigt worden. Diese Laiengemeinschaften stellen eine wichtige Belebung des kirchlichen Lebens an der Seite der traditionellen koptischen Wüstenklöster und Einsiedlerkolonien dar. Diese hatten christlichen Glauben, Frömmigkeit und Lebensstil durch mehr als ein Jahrtausend islamischer Umklammerung wach gehalten, sich aber selbst vor den nötigsten Reformen verschlossen!

Das Kairoer Islam-Konzil «in Fortsetzungen»

Auch die islamische Welt befindet sich im religiösen Aufbruch. Seiner traditionellen Rolle als geistiges und geistliches Zentrum

des Weltislam wird Kairo durch regelmäßige Theologenkongresse gerecht, die den Charakter einer Art «Muslimkonzil in Fortsetzungen» angenommen haben. Hier treffen sich alle zwei bis drei Jahre die spirituellen Führer und Gottesgelehrten der vier sunnitischen (d.h. überlieferungstreuen, rechtgläubigen) Richtungen des Islam zu einer Herbstsession. Zum erstenmal seit dem nahöstlichen Oktoberkrieg von 1973 hat nun Ende Oktober wieder ein solches Treffen unter dem Motto «Eine Milliarde Muslime sprechen hier zur Welt» stattgefunden. Mag diese Zahl auch zu hoch gegriffen sein, so spricht aus ihr das stolze Sendungsbewußtsein des heutigen Islam. Zugleich bezog das «Muslimkonzil» auch eine neue Tagungsstätte. Anstelle des Kairoer Vororts Heliopolis, wo es in früheren Jahren getagt hatte, war es nach dem Parteihaus der politischen Einheitsorganisation Ägyptens gezogen. Dieses dient seit Entmachtung der «Arabischen Sozialistischen Union» (ASU) als Kongreß- und Ausstellungspalast. Seine «Umfunktionierung» hatte schon 1975 eine für das bislang antizionistische Kairo sensationelle Bilderschau des jüdischen Malers *Hundertwasser* aus Österreich eingeleitet.

Diesmal waren im großen Sitzungssaal über 150 islamische Würdenträger und Theologen versammelt, deren Beratungen vom ständigen Generalsekretär dieser Art «Islamischen Bischofssynode», Scheich *Schallabi*, eröffnet wurden. Im Namen der dem Kairoer Al-Azhar angeschlossenen Islamischen Forschungsakademie, von der diese Tagungen einberufen werden, versuchte er den dreiwöchigen Debatten von Anfang an eine politische Wendung gegen Israel zu geben. Als unpolitischer Lientheologe versuchte sich hingegen Ägyptens Vizepräsident *Hosni Mubarak* in seinem Einführungsreferat. Er trat leidenschaftlich für ein «Aggiornamento» des Islam an die moderne Welt und die anderen Religionen ein. Der Islam müsse eine zeitgemäße Wirtschafts- und Soziallehre entwickeln, dürfe den religionsfeindlichen Ideologien unseres Jahrhunderts nicht länger hilflos gegenüberstehen. Vor dem Hintergrund der jüngsten Geisellaffären und Flugzeugentführungen forderte Sadats Stell-

vertreter dann noch eine klare Verurteilung des internationalen Terrorismus durch das islamische Weltgremium.

Dieses machte sich anschließend an die Behandlung von 28 für die Session 1977 vorbereiteten «Schemas». Die meisten davon waren Fragen der islamischen Erneuerung und der Stärkung der interislamischen Einheit und Solidarität gewidmet. Wie von vielen Rednern hervorgehoben wurde, hat die islamische Welt in den letzten hundert Jahren europäisches Gedanken- und Kulturgut kritiklos aufgenommen oder verständnislos abgelehnt. Die Auseinandersetzung mit den Kolonialmächten hatte jede unparteiische Prüfung dieses Fragenkomplexes verzögert, der sich die islamische Theologie heute jedoch nicht länger entziehen dürfe.

Deutlich wurde dabei zwischen westlicher Kultur und Zivilisation und den religiösen Werten des Christentums unterschieden. Diese sind in Kairo diesmal recht übereinstimmend gewürdigt worden. Die letzte «Konzilssession» von 1972 mit ihrem Thema «Die Offenbarungsschriften von Christen und Juden aus islamischer Sicht» hatte dafür gute Fundamente gelegt. Außerdem machte sich bemerkbar, daß auf dieser 8. Konferenz die Geistlichen und Theologen aus der islamischen Diaspora mit unmittelbarer Berührung zu den christlichen Kirchen und oft in der Rolle von deren Hilfeempfängern den Ton angegeben haben. Aus dem deutschen Sprachraum war der Leiter des Wiener Islam-Zentrums, *Dr. Ismail Balic*, nach Kairo gekommen.

Die Bedeutung des diesjährigen Kongresses wurde noch durch einen spontan arrangierten Empfang seiner Teilnehmer durch Präsident Anwar as-Sadat unterstrichen. Auch dieser zeigte sich in seiner Ansprache an religiösen Fragen zutiefst interessiert. Der ägyptische Staatschef verwies auf die parallele Bischofssynode in Rom und deren Thema «Katechese». Gerade der Islam dürfe nicht versäumen, die Jugend in moderner Weise anzusprechen und zu begeistern. «Wissenschaftlichkeit und Glaubensstreue sind keine Gegensätze», führte Sadat aus, «nur ihr Zusammenwirken dient der größeren Ehre Gottes auf Erden!»

Heinz Gstrein, Kairo

Santiago Carrillo über den Eurokommunismus

Vor vier Jahren noch war er ein relativ unbedeutender Emigrant wie viele andere, als Kommunistenführer ein Mann von Moskau Gnaden. Jetzt füllt er die Spalten westlicher Zeitungen, und der spanische König, den er noch wenige Monate zuvor als Marionette von kurzer Amtsdauer bezeichnet hatte, empfängt ihn in feierlicher Audienz. Aus dem Bürgerkriegskämpfer und Stalinisten von einst ist ein Champion des «Eurokommunismus» geworden, den selbst die spanische Regierung heute als seriösen Gesprächspartner akzeptiert.

Santiago Carrillo, Generalsekretär der Kommunistischen Partei Spaniens, ist – auch wenn man heutzutage viel von ihm spricht – außerhalb der eigenen Heimat noch immer weitgehend ein Unbekannter geblieben. Vergeblich sucht man seinen Namen in westlichen Enzyklopädiën. Nur die «Große Sowjet-encyklopädie» (BSE) fand den spanischen Genossen in ihrem Band XI (veröffentlicht 1973) volle 34 Zeilen wert. Auch in Moskau konnte man nicht ahnen, daß sich Carrillo zu einem *enfant terrible* unter den KP-Chefs entwickeln würde, dessen Festrede zum 60. Jahrestag der Oktoberrevolution den sowjetischen Zensoren so häretisch klang, daß sie lieber den Skandal riskierten, den «Ehrengast» Carrillo mit einem Redeverbot zu belegen, als seine Worte an die ungeschützten Ohren der versammelten kommunistischen Gemeinde dringen zu lassen.

1915 in Gijón (Provinz Asturien) als Sohn einer Arbeiterfamilie geboren, trat Carrillo mit 13 Jahren dem Sozialistischen Jugendverband bei. Gleichzeitig begann er eine Lehre in der Druckerei der Zeitung «El Socialista», wo er es später bis zum redaktionellen Mitarbeiter brachte. Im Sozialistischen Jugend-

verband diente er sich zum Funktionär hoch und wirkte nach dem Umsturz von 1934 aktiv für die Vereinigung von kommunistischer und sozialistischer Jugend. 1936 wurde er Kommunist und war während des Bürgerkriegs von 1936–1939 Mitglied der Madrider Militärjunta. Als solches war er auch in die berüchtigten Gefangenenerschießungen von 1936 verstrickt. Kein Wunder, daß er sich gegen Ende des Bürgerkrieges in die Emigration absetzte.

Innerhalb der Kommunistischen Partei machte Carrillo eine rasche und steile Karriere. Schon 1937 wurde er ins Zentralkomitee der spanischen KP berufen. 1937–1945 war er Kandidat des spanischen Politbüros, anschließend dessen ständiges Vollmitglied. 1940 war er zudem zum Sekretär der «Kommunistischen Internationale der Jugend» ernannt worden. Seit 1954 gehört er dem Sekretariat des spanischen Zentralkomitees an und ist seit 1960 dessen Generalsekretär, d.h. Parteichef.

Es scheint, daß die sowjetische Entstalinisierungskampagne mit Chruschtschows Geheimbericht von 1956 bei Carrillo zu einem Umschlagserlebnis führte. Von da an begann er sich vermehrt auf die eigene Selbständigkeit zu besinnen und für seine Partei eine neue Volksfrontstrategie zu entwickeln, welche bei den Sowjets keineswegs auf Gegenliebe stieß. Dies zeigte sich schon 1973, als im Anschluß an das *Septemberplenum der spanischen KP* eine ideologische Kontroverse mit der sowjetischen Partei entbrannte.¹

¹ Vgl. «Ideologischer Disput zwischen der KPdSR und der spanischen KP» in *Osteuropa* 1974/8, S. A 541ff.

Nach dem Tode von Generalissimus *Franco* im November 1975 konnte Carrillo – erst geheim, dann offiziell – nach Spanien zurückkehren, und alsbald offenbarte der spanische KP-Chef, zum Mißvergnügen seiner sowjetischen Genossen, ein eigenständiges politisches Konzept. Den äußeren Anlaß hierzu bot ihm die *Konferenz der Kommunistischen und Arbeiterparteien* in Ostberlin, wo er am 29. Juni 1976 offen und unverblümt Moskau als kommunistisches Führungszentrum ablehnte und eine Bindung an eine internationale Disziplin verwarf. Gleichzeitig plädierte er für eine Anerkennung des politischen und ideologischen Pluralismus und für die Einhaltung der demokratischen Spielregeln. Aus der Übereinstimmung mit den KP-Chefs von Frankreich und Italien, *Marchais* und *Berlinguer*, entwickelte sich in der Folge eine Art von «eurokommunistischer Interessengemeinschaft».

Verglichen mit *Marchais* und *Berlinguer* scheint Carrillo die offene Auseinandersetzung mit der KPdSU nicht nur weniger zu scheuen, sondern sogar direkt zu suchen. Diese Annahme ergibt sich bereits aus der Tatsache, daß Santiago Carrillo im Frühjahr 1977 seine eigenen Vorstellungen von einem «freiheitlichen Sozialismus» in einem Buch mit dem Titel «*Eurokommunismus*» und *Staat*² an die Öffentlichkeit trug, wobei er keineswegs mit kritischen Anmerkungen über den sowjetischen Bürokratenapparat und dessen Machtmißbrauch geizte und den Modellcharakter der Sowjetunion verneinte.

Die Krenl-Führung reagierte gegen diesen Angriff auf ihren Hegemonieanspruch mit harter Polemik in der Zeitschrift «*Neue Zeit*». Im Grunde genommen ist dies jedoch nur eine Fortsetzung der Diskussion von 1973, wenn auch in wesentlich schärferer Tonart. Wir publizieren anschließend einige Auszüge aus Carrillos Buch, um unsere Leser darüber zu informieren, worum es bei diesem kommunistischen Familienkrach eigentlich geht, aber auch, um vor Illusionen zu warnen. Denn es wäre sicherlich verfehlt, wollte man den spanischen KP-Chef nur aus der Perspektive seines Streites mit der sowjetischen Führung beurteilen.

Das Modell des demokratischen Sozialismus

Im vierten Kapitel seines Buches skizziert Carrillo seine Vorstellungen von einem «demokratischen Sozialismus». Er schreibt: «Zweifellos verlangt der demokratische Weg zum Sozialismus einen ökonomischen Umwandlungsprozeß, der von jenem, den wir als *klassisches* Modell bezeichnen können, abweicht. Das heißt, er setzt für eine lange Periode die *Koexistenz öffentlicher und privater Besitzverhältnisse* voraus. (...) In dieser Phase, welche noch nicht der Sozialismus ist, (...), sollen die produktiven Kräfte und die bereits bestehenden sozialen Dienstleistungen bestmöglich bewahrt und die wichtige Rolle der Privatinitiative anerkannt werden» (S. 99).

Mit Blick auf die in sozialistischen Ländern gemachten Erfahrungen meint Carrillo warnend, daß zwar eine rasche Machtübernahme möglich wäre, daß jedoch «die ökonomische und soziale Veränderung einem viel langsameren Rhythmus folge. Denn es bestehen immer noch Ungleichheiten und lebenswichtige Probleme wie Lebensstandard und Versorgung der Bevölkerung, Produktivität und Partizipation, welche noch nicht als gelöst betrachtet werden dürfen. Die große Frage der Demokratie, der sozialen Widersprüche und Konflikte, wird zwar durch einseitige Propaganda verschleiert, aber keineswegs gelöst» (S. 104).

Deshalb fordert Carrillo, «der revolutionäre Willé solle seiner Strategie eine Analyse der realen Möglichkeiten beifügen und mit Klarheit erwägen, was es an Neuem gibt, um nicht in blinder Nachahmung zu erstarren» (S. 108).

Ganz energisch spricht sich Spaniens KP-Chef für die Beibehaltung der politischen Grundrechte wie Presse- und Versamm-

lungsfreiheit aus und befürwortet den Meinungspluralismus: «Was in einem wirklich demokratischen Regime radikal ausgerottet werden muß, ist allein der Terrorismus, die physische Gewalt als Instrument politischer Tätigkeit sowie die Verleumdung und Diffamierung von Personen und Gruppen» (S. 126).

«Die Partei anerkennt, daß jeder Mitstreiter im Rahmen der kollektiven politischen Pflichten in allem Herr seines freien Willens ist, in seinen intellektuellen und künstlerischen Neigungen, in seinem Leben und seinen privaten Beziehungen.

Ebenso anerkennt sie, daß auf den Gebieten der Theorie, der Kultur und Kunst sowie der Forschung jedwelcher Wissenschaften, einschließlich der humanistischen, parteiintern verschiedene Schulen koexistieren können und daß alle über die Möglichkeit einer freien Auseinandersetzung in ihren Organen und kulturellen Publikationen verfügen sollen. (...)

Es ist offensichtlich, daß dies eine Korrektur gewisser klassischer Vorstellungen über die Rolle der Partei bedeutet, eine Korrektur, welche die strukturellen Wandlungen der Gesellschaft, die Entwicklung der Produktivkräfte, das neue potentielle Kräftefeld zugunsten des Sozialismus, kurz die neuen Gegebenheiten berücksichtigt» (S. 129).

Kritik an der Sowjetunion

Santiago Carrillo hebt seine Kritik am Sowjetsystem bis ans Ende seines Buches auf, obwohl schon von Anfang an deutlich wird, daß nicht zuletzt diese kritische Einstellung gegenüber dem sowjetischen «Modell» den eigentlichen Grund für seine Äußerungen bildet. Er schreibt:

«Die Oktoberrevolution hat einen Staat hervorgebracht, der zwar offensichtlich kein bürgerlicher, aber ebenso wenig ein vom Proletariat als herrschender Klasse organisierter Staat, noch eine wahre Arbeiterdemokratie ist. Im Innern dieses Staates wuchs das stalinistische Phänomen und zeitigte eine Reihe von typischen Eigenschaften, die denjenigen faschistischer Diktaturen ähneln» (S. 199).

«Dieses System hat sich weder geändert, noch demokratisiert und in seinen Beziehungen zu den sozialistischen Staaten viel Gewalttämes beibehalten, wie dies bei der Besetzung der Tschechoslowakei brutal zutage trat» (S. 201). Carrillo räumt zwar ein, daß die massiven Repressionen der Stalinzeit nicht mehr bestünden. «Aber noch haben wir keinen Staat vor uns, den man als eine *Arbeiterdemokratie* betrachten könnte. Dies mindert die Glaubwürdigkeit unserer Partei mehr als eine allfällige *tatsächliche Diktatur des Proletariats* in der UdSSR» (S. 201f.). «Lenin sagte, daß der Staat in der ersten Phase des Sozialismus viele Inhalte der bourgeoisen Rechten beibehalten würde. Aber der Staat, von dem hier die Rede ist, hat diesbezüglich die Voraussagen Lenins übertroffen. Er bewahrte nicht bloß die Inhalte der bourgeoisen Rechten, sondern schuf Mißbildungen und Entartungen, die man sich früher nur für imperialistische Staaten als möglich vorstellen konnte» (S. 202).

«Die Diskrepanz zwischen Ideologie und Wirklichkeit verleiht jener einen entfremdeten, irreführenden Charakter, welcher sonst dem Verhältnis von Ideologie und Praxis in der bourgeoisen Gesellschaft eigen ist. Der handwerklich oder intellektuell Tätige, der es noch nicht durchgesetzt hat, *gemäß seiner Arbeit* Anteil zu erhalten, der unter schwierigen Bedingungen lebt, Opfer bürokratischer Strukturen ist, von allen wichtigen sozialen Entscheidungen ferngehalten wird, welche ihm so oder anders vom Binom Staat-Partei, welches für ihn Macht und Entscheidungsgewalt verkörpert, auferlegt werden, solch ein Werktätiger, der aus der Entfremdung noch gar nicht herausgekommen ist, kann gar nicht fühlen, daß sein Leben bereits im Sozialismus verläuft, obwohl ihn keine Privatkapitalisten ausbeuten» (S. 203).

Beinahe trotzkistisch mutet die Feststellung von Carrillo an, daß Marx und Engels nicht in Rechnung gezogen hätten, «daß

² Santiago Carrillo, «*Eurocomunismo*» y *Estado*. Editorial Critica, Barcelona 1977, brosch., 219 Seiten.

nun die durch die Revolution geschaffene Staatsmacht jene *ursprünglich kapitalistische Akkumulation*, die für den Aufbau einer modernen Produktion unerlässlich ist, verwirklichen müsse. Das heißt, man gab sich keine Rechenschaft, daß der neue Staat sich vor allem andern verpflichtet sähe, eine *typisch kapitalistische Aufgabe* zu erfüllen, welche nicht in kurzer Zeit erfüllt werden kann und die sich inhaltlich nicht ändert, nur weil man sie auf den Namen «sozialistische Akkumulation» umgetauft hat» (S.205). Und «diese Akkumulation, diese gewaltige Anstrengung, in einem rückständigen Land *schnell* eine moderne Industrie zu entwickeln, forderte von der arbeitenden Bevölkerung enorme und unendliche Opfer, welche breite Teile nicht zu leisten vermochten. Hier liegt der wunde Punkt, der die Allianz zwischen Arbeitern und Bauern beeinträchtigte» (S. 206). «So entwickelte sich eine bürokratische Schicht, welche die leitenden Funktionen völlig für sich beanspruchte, in der Überzeugung, die Verwalterin der sozialen Mission der Arbeiterklasse und die Personifizierung der Diktatur des Proletariats zu sein, während sie unmerklich begann, Wurzeln zu schlagen und ihre eigenen Interessen zu vertreten (...)» (S. 206f.). «Die bürokratische Schicht verfügt auf ihren verschiedenen Stufen über eine unbeschränkte und sozusagen unkontrollierte politische Macht. Sie entscheidet und bestimmt über die Arbeiterklasse und auch über die Partei hinweg, welche sich ihr in ihrer Gesamtheit unterworfen hat. In diesem Stadium der sozialen Entwicklung sehen wir uns einem Staate gegenüber, welcher sich über die Gesellschaft stellt und ihr gegenüber relativ *frei* ist, was aber nicht heißt, daß damit die Gesellschaft frei sei.» (S. 207f.).

Die Schlußfolgerungen des spanischen KP-Chefs sind unmißverständlich: «Ein Staat, in welchem die Armee und die behördlichen Organe eine so große Rolle spielen, (...) läuft Gefahr, die Macht als erstrangiges Ziel zu betrachten. Er neigt dazu, die Ideologie in ein Machtinstrument zu verkehren» (S. 212).

«Eurokommunismus» als Alternative?

«Kritik von offenkundigen oder vermeintlichen Fehlern der Kommunisten, Kritik an negativen Aspekten der etablierten sozialistischen Regierungsformen sind an sich weder konterrevolutionär noch antisowjetisch» (S. 125), meint Carrillo und fügt an anderer Stelle warnend hinzu, daß die Existenz von dissidenten Schriftstellern wie z. B. Solschenizyn befürchten lasse, «daß das Fehlen oder die Mangelhaftigkeit einer marxistischen Kritik an der Wirklichkeit – weil das staatliche System keine offenen Wege anbietet – eine antisozialistische Opposition anschwellen lassen könnte, welche «das Kind mit dem Bade ausschüttet» (...)» (S. 204). «Daher erfordert der Kampf für den Sozialismus immer dringender eine interne Kritik in der Arbeiter- und Kommunistenbewegung, um so den rechten Weg zur Überwindung von Fehlern und Irrtümern zu finden und jene historischen Erscheinungen, die noch immer in einem verworrenen Halbdunkel sind, zu deuten» (S. 197).

Carrillo möchte seinen «aufrichtigen Freunden und Gegnern» glaubwürdig versichern, «daß das Phänomen des «Eurokommunismus» kein «Kunstgriff Moskaus» ist, wie einige spanische und nichtspanische Reaktionäre behaupten. Es ist eine autonome, strategische Konzeption, welche in Entwicklung begriffen ist, geboren aus eigener Erfahrung und aus der konkreten Wirklichkeit» (S. 131).

«Die Parteien innerhalb der eurokommunistischen Strömung stimmen darin überein, daß es notwendig sei, mit Demokratie, Parlament und parlamentarischen Institutionen, mit einer durch allgemeines Wahlrecht regelmäßig ausgeübten Volkssouveränität, mit staats- und parteiunabhängigen Gewerkschaften, mit Oppositionsfreiheit, Menschenrechten und Religionsfreiheit, mit kultureller, wissenschaftlicher und künstlerischer Freiheit sowie mit einer weiten und vielgestaltigen Volksbeteiligung auf allen Stufen und in allen Zweigen sozialer Aktivität dem Sozialismus entgegenzuschreiten» (S. 141).

«Hingegen bin ich überzeugt, daß die Diktatur des Proletariats nicht der geeignete Weg ist, um die Hegemonie der Arbeiterschaft in den demokratischen Ländern des entwickelten Kapitalismus zu errichten und zu festigen» (S. 195). Ganz offen bekennt sich Carrillo zur «eurokommunistischen Volksfrontstrategie», die eine Übereinstimmung anstrebt «mit den sozialistischen und sozialdemokratischen Parteien, mit den progressiven christlichen Kräften und mit allen demokratischen Gruppen, die nicht mit monopolistischem Eigentum verhaftet sind» (S. 132f.). Eine Verwechslung von «Eurokommunismus» und Sozialdemokratie ist nach Carrillo insofern unmöglich, als sich der «Eurokommunismus» die Aufgabe stelle, «die kapitalistische Gesellschaft *umzuwandeln* und nicht zu *administrieren*» (S. 132).

Werben um die katholische Kirche

Nach Carrillo spielen die sogenannten «ideologischen Instrumente» eines Staates eine entscheidende Rolle für dessen Stabilität. Geraten sie ins Wanken, dann ist es vorbei mit dem disziplinierten Gehorsam und der Treue zur Staatsmacht. Von diesen Voraussetzungen ausgehend folgert er: «Die heutige *Revolutionsstrategie in den entwickelten kapitalistischen Ländern muß sich darauf ausrichten, diese ideologischen Instrumente zu wenden, sie umzuformen und – wenn nicht gänzlich, so doch teilweise – gegen die Macht des monopolkapitalistischen Staates einzusetzen*» (S. 36).

Da Carrillo die (katholische) Kirche für das wichtigste dieser «ideologischen Instrumente» hält, gilt ihr auch im Rahmen der von ihm propagierten Strategie seine besondere Aufmerksamkeit. Er glaubt denn auch, hier einen neuen Ansatzpunkt gefunden zu haben, denn: «Das älteste und entscheidende unter den ideologischen Instrumenten, nämlich die Kirche, befindet sich heute am Anfang einer wahrscheinlich tieferen Krise als jener, welche den lutherischen Protestantismus hervorbrachte. Die damalige Krise war mit dem Zusammenbruch der Feudalgesellschaft und der Geburt des Bürgertums verbunden, während die heutige mit dem Untergang der bürgerlichen und der Geburt der sozialistischen Gesellschaft verknüpft ist.

Die Fortschritte in Wissenschaft und Technik einerseits und die Ausbreitung der Kultur andererseits haben eine Reihe von Dogmen und Glaubensüberzeugungen entkräftet (...)» (S. 36).

«Eine neue Plejade von Theologen, die dem von Teilhard de Chardin eröffneten Weg folgten und sich der Nichtigkeit einer ganzen Reihe simplistischer Formeln, welche sich im «Köhlerglauben» kondensierten, bewußt waren, unternahmen ein Werk von großer Tragweite, nämlich den Graben zu überbrücken, der den offiziellen Katholizismus von der Wissenschaft trennte» (S. 36f.). Und vom *Aggiornamento* im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils meint Carrillo, dieses habe «in der christlichen Familie etwas ausgelöst, das ohne Übertreibung als eine wahrhaftige Kulturrevolution betrachtet werden könne» (S. 37). Carrillo glaubt eine katholische Öffnung nicht nur gegenüber den sozialen Problemen, sondern auch gegenüber dem Sozialismus feststellen zu können: «In unserem Land ist eine derartige Entwicklung sichtbar, etwas deutlicher im Klerus und bei den militanten Mitgliedern christlicher Basisorganisationen, aber auch spürbar bei einigen noch sehr minoritären Kreisen der Hierarchie» (S. 37).

«Es muß unterstrichen werden, daß die Krise in der Kirche als einem ideologisch-kapitalistischen Apparat *nicht notwendig eine Krise des christlichen Glaubens bedeutet*. In gewissen Fällen kann man im Gegenteil eine Art Aufblühen dieses Glaubens annehmen. In der Annäherung an den Marxismus haben viele Christen ihren Glauben neu belebt. Wir meinen, daß mit dem Beitritt von Christen zur Partei diese eine neue Dimension gewonnen hat; aber ich weiß nicht, ob man nicht hinzufügen dürfte, daß dasselbe dem Glauben unserer militanten Christen widerfahren sei. Die Aufgaben, die mit dem materiellen Leben,

dem sozialen Wandel und dem, was unsere Sache an Erlösung, Brüderlichkeit und Gleichheit enthält, verbunden sind, bringen dem militanten Christen die evangelischen Werte, die Reinheit und die großzügige Hingabe der ersten Christen wieder zurück» (S. 41f.).

An die Adresse seiner eigenen Genossen gerichtet, mahnt Carrillo, daß dieser Annäherungsprozeß nicht allein von den Christen abhängt, sondern auch vom Verständnis, das die «revolutionären Kräfte» diesem Phänomen entgegenbrachten. «Es ist nicht die bloße Wiederholung doktrinäer Formeln, die in früheren Epochen ihre Gültigkeit hatten, aber noch weniger der antiklerikale Groll, welche helfen können, diesen Prozeß zu fördern und die Christen in die revolutionären Kräfte zu integrieren. Es heißt verstehen, daß die Entwicklung der Produktionsmittel, die sozialen Veränderungen sowie der Fortschritt von Wissenschaft und Technik allgemein die materiellen Strukturen und den ideologischen Überbau zutiefst verändert haben. Diese Veränderungen setzen mächtige revolutionäre Kräfte frei, mit denen weder Marx noch Engels in ihrer Zeit rechnen konnten, und sie könnten noch mehr befreien, wenn sich die Avantgarde dessen bewußt würde und folgerichtig darnach handelte» (S. 42f.).

Was Santiago Carrillo anstrebt, «ist die Schaffung eines neuen Kräfteverhältnisses als Marschroute im politischen, sozialen und kulturellen Kampf. Dieses neue Kräfteverhältnis soll die Stärkung der wahrhaft sozialistischen Positionen im Schoße der sozialistischen und sozialdemokratischen Parteien sowie die fortschrittlichen und sozialistischen Strömungen innerhalb der christlichen Bewegung fördern» (S. 52). *Robert Hotz*

Die Zitate hat Stefanie Lauber aus dem spanischen Original übersetzt.

Neuer Lebensstil

Seit zwei Jahren macht in westeuropäischen Kirchen ein Begriff die Runde, der auf den ersten Blick ebenso schwammig wie nichtssagend zu sein scheint: Neuer Lebensstil. Aber es scheint nur so. Was dahintersteckt, sollen zunächst vier Beispiele verdeutlichen.

Erstes Exempel: *Nijmwegen, Graafseweg 65*. Im Schaufenster eines Ladens, am Rande der City, werden allerlei Informationsschriften angeboten. Sie behandeln Probleme der Ernährung, der Energie und die Frage, ob und wie die Menschheit überleben kann. Ein Plakat lädt zu Meditationsübungen ein, die abends in ostasiatischen und christlichen Formen stattfinden.

Kein Fleisch und kein Abfall

Den Laden, dem ein Restaurant angegliedert ist, betreiben zwölf junge Leute, und zwar auf vegetarischer Basis. Sie versuchen in ihre Lebensweise und Aufklärungsarbeit all das einzubeziehen, was unter Umweltschutz verstanden wird. So geben sie eine Zeitschrift mit dem Titel «De Kringloop» (Der Kreislauf) heraus. Der Titel ist auch Programm: Die Natur erneuert sich immer wieder von sich aus und verarbeitet ihre Abfallstoffe. Aber durch Raubbau in den Wäldern und Ausbeutung der Rohstoffe, durch Kunststoffe und Chemikalien wird sie immer mehr zerstört – was es zu verhindern gilt.

Die Gruppe setzt zum Beispiel an der Energiefrage an und spart Strom in der Küche, wo sie täglich etwa 100 Mahlzeiten zubereitet. Ihr sichtbarstes Zeichen aber heißt: Papier und Verpackung sparen. In den Regalen des Ladens, in dem Brot, Müsli, Dickmilch, Sojafrucht, Kartoffeln und Marmelade angeboten werden, stehen große Gläser, in die «lose» Ware gefüllt ist, und Kartoffeln liegen in Kisten unverpackt auf dem Boden. Die meisten Kunden bringen Flaschen, Töpfe und Eimer mit, in die man Ware füllt. Man benutzt keine Plastiktüten, wenig Papier, und

wenn jemand Flaschen mitnimmt, soll er sie nicht in die Mülltonnen werfen, sondern kann sie gegen Pfand zurückbringen. Es gibt also kaum Abfall. Die Zeitschrift wird auf grauem Altpapier gedruckt.

Daß solche Konsequenzen sinnvoll sind, leuchtet ein. Hinter anderem, zum Beispiel, ob man vegetarisch lebt oder Fleisch isst, scheint allenfalls eine Geschmacksfrage zu stecken. Der Jesuit *Karel Douven*, der Leiter des kirchlichen Bildungszentrums, zu dem Laden und Restaurant gehören, sieht es anders:

«Mir scheint, daß wir mit unserem Fleischessen nie den Welthunger überwinden werden. Die meisten von den Tieren, die wir essen, werden mit Pflanzen und Getreide gefüttert. Aber vier Fünftel an Eiweiß gehen dabei verloren, nur ein Fünftel bekommen wir als Ernährungsstoff für uns selbst zurück. Man wirft uns von Zeit zu Zeit vor, daß wir hier zu wenig an politischer und gesellschaftlicher Arbeit tun. Dann sage ich: «Daß wir hier keine Giftstoffe haben und kein Fleisch essen, das ist unser Anteil, die Weltprobleme anzupacken und auf ein neues Zeitalter hin zu leben.»»

Gegen die «Sachzwänge»

Damit hat Karel Douven zwar nicht die Frage beantwortet, wie man die EG dazu bringen kann, mit der Produktion enormer Agrarüberschüsse aufzuhören bzw. die Kaufkraft der Entwicklungsländer zu erhöhen. Aber er meint, daß große politische Änderungen nicht möglich sind, wenn sie nicht von vielen für möglich gehalten werden. Deshalb klärt das kirchliche Bildungszentrum viele an einem praktischen Beispiel auf, daß man Ernährungsweise und Umwelverhalten umorientieren, dabei verantwortlicher leben und sogar glücklich sein kann. Douven meint, daß allein durch Laden und Restaurant – die Gesamtarbeit des Bildungszentrums also nicht berücksichtigt – 1500 Menschen erreicht werden. Selbst wenn man eine gewisse Selbstüberschätzung, die mitschwingen mag, davon abzieht, bleibt immer noch eine respektable Zahl übrig.

In Nijmwegen zeigt sich ein wichtiges Element des Neuen Lebensstils, nämlich der Versuch, das persönliche Verhalten auf die notwendigen politischen Änderungen auszurichten und im Blick darauf umzuorientieren. Die Überlegung, die dahintersteckt, scheint richtig zu sein: die Politiker in den westlichen Demokratien pflegen sich häufig um die drängenden Menschheitsprobleme herumzudrücken. Denn realistische Lösungsversuche würden unpopuläre Entscheidungen erfordern und ihnen das Risiko bringen, daß der Wähler sie aus dem Amt jagt. Je mehr Menschen also umdenken und sich umstellen, umso leichter wird es den Politikern fallen, sich nicht auf sogenannte Sachzwänge herauszureden. Notwendige Entscheidungen würden eher getroffen.

Wenn es gilt, daß möglichst viele umlernen, dann kommt es darauf an, einen Stil zu finden, den viele unter den ganz normalen Bedingungen des Alltags leben können. Es geht also nicht um romantischen Rückzug aus der Gesellschaft in die Heide oder in die Berge. Die nächsten drei Beispiele werden zeigen, daß es auch möglich ist, mitten im alltäglichen Leben nach neuen Lebensformen zu suchen. Sie stehen für eine Vielzahl ähnlicher Experimente.

Veränderung im Alltäglichen

Germantown an der amerikanischen Ostküste, 30 Bahnminuten von Philadelphia entfernt, hat sich schon frühzeitig auf sozialem Gebiet einen Namen gemacht. Aus dieser Stadt kam der erste Protest gegen die Negersklaverei in den USA. In einem Viertel, das einen gutbürgerlichen Eindruck macht, haben sich fünf Familien zusammengefunden, die in fünf verschiedenen Häusern fünf bis zehn Minuten Fußweg auseinanderwohnen. Vor einiger Zeit haben sie begonnen, ihren Lebensstil zu ändern. Zum einen haben sie sich Gedanken gemacht, wie sie als Christen leben sollten. Zum andern erhielten sie Anregungen durch die Lektüre des ersten Berichts des Club of Rome: «Grenzen des Wachstums». Daraus entnahmen sie, daß ein Erwachsener

in unserer Industriegesellschaften jährlich nicht mehr als 2000 Dollar – umgerechnet etwa 500 Mark im Monat – ausgeben dürfe, wenn Gerechtigkeit in unserer westlichen Welt und zwischen armen und reichen Ländern verwirklicht werden soll. Sie begannen, ihre Ausgaben zu beschränken, indem sie einfacher leben als früher.

Von außen her lassen sich kaum Veränderungen in ihrem Lebensstil entdecken. Die Erwachsenen üben wie jeder andere ihre Berufe aus, als Lehrer oder Sekretär beispielsweise. Ihre Häuser sind wie jedes andere in der Umgebung eingerichtet. Beim Abendessen in der Familie Sider allerdings entdeckt der Besucher doch Unterschiede zu anderen amerikanischen Familien der Mittelklasse. Das Essen besteht aus Brot, Butter, Käse, Gurken und Salat. Zu trinken gibt es Wasser. Auf die Frage, ob es einen Grund hat, daß Fleischspeisen fehlen, antwortet *Ronald J. Sider*, der Familienvater:

«Ja wissen Sie, um Fleisch zu erzeugen, braucht man eine Menge Getreide. Ist es nicht besser, daß viele von Brot satt werden?» Konsequenzen wie in Nijmegen. Noch etwas anderes fällt auf: Unter den weißen Kindern, Tedd (9) und Micle (7), sitzt die nicht ganz zweijährige farbige Sonya. Die Familie wollte ein drittes Kind. Aber weil die Erde überbevölkert sei und es viele elternlose Kinder gebe, so sagt die Mutter Arbutus Sider, hätten sie Sonya adoptiert. «Können Sie kurz schildern, worum es Ihnen geht?»

«Wir glauben, wir haben viel mehr, als wir brauchen können. Nun versuchen wir, einfach zu leben, damit viele überhaupt leben können. Wir haben darüber gesprochen, daß es immer mehr Menschen gibt, daß die Umwelt zerstört ist, daß die armen Länder immer ärmer und die reichen immer reicher werden. Also haben wir uns gefragt: Was können wir tun? Die Antwort war, wir müssen in einer Gruppe zusammenleben, um Überflüssiges zu sparen. Für unsere Familie hätte das den Erfolg, daß wir in den letzten zwei Jahren jeweils mit 8000 Dollar bei zwei Erwachsenen und drei Kindern ausgekommen sind. Es gibt viele Möglichkeiten, sparsamer zu leben. Zum Beispiel haben wir mit einer der fünf Familien ein Auto gemeinsam, d. h. die andere Familie verkaufte ihr Auto. Weil wir weniger verbrauchen, reicht es auch, daß in unseren Familien nur einer oder eine arbeitet. In den USA gibt es zehn Prozent Arbeitslose. So machen wir Arbeitsplätze für andere frei.»

«Sie verzichten auf vieles. Ist es denn nicht ein trauriges Leben?»

«Nein. Wir geben wohl einiges auf, aber erhalten auch etwas dafür. So brauchen wir nicht immer zu schielen, was der Nachbar hat: ein neues Auto, einen neuen Kühlschrank, ein neues Fernsehgerät. Wir haben auch Zeit gewonnen, uns an politischen Aktionen in Philadelphia zu beteiligen. Oder was ich allein tu: ich helfe Kindern, die Probleme in der Schule und Angst vor den Lehrern haben. Es ist schöner, einfach zu leben und dabei Zeit zu erhalten, anderen zu helfen.»

«Wenn Sie Ihr Experiment allein, nicht mit den vier Familien zusammen ausprobieren würden, würden Sie dann etwas vermischen?»

«Ich glaube ja. Denn jetzt handeln wir doch in gegenseitiger Verantwortung. Hinzu kommt, daß das Neue Testament sagt, wir sollten als Brüder und Schwestern zusammenleben. Dabei müssen wir bedenken, was in der Welt passiert. In fernen Ländern und in unserem.»

Von der «Dritten Welt» zur einen Menschheit

Um die gleiche Zeit wie die Gruppe in Germantown, entstand in *Durmersheim/Mittelbaden* die «Aktion Partnerschaft Dritte Welt e. V.». Es begann mit einem sechswöchigen Seminar «Entwicklung – was ist das?», das von der bischöflichen Aktion «Misereor» zusammengestellt und von Teams der action 365 veranstaltet worden war. Im Anschluß daran kamen Teilnehmer auf die Idee, einen Dritte-Welt-Laden zu gründen. Die ersten Artikel, die sie auf dem Karlsruher Weihnachtsmarkt anboten, waren Ebenholzschnitzereien aus Tansania vom Stamm der Makonde. Nach drei Jahren sind sie zwar noch immer entwicklungspolitisch tätig. In einer beispiellosen Aktion setzten sie sich in diesen Monaten für ostasiatische Krankenschwestern ein, die jetzt zur Zeit der Wirtschaftskrise in ihre Heimat zu-



PETER HEBBLETHWAITE

Mehr Christentum oder mehr Marxismus?

Aus dem Englischen übertragen von Karl Weber,
186 Seiten, Paperback 24.– DM

Ein höchst aktuelles Buch, das Entwicklungen und Spielarten des christlich-marxistischen Dialogs weltweit in den unmittelbar anstehenden Gegenwartsfragen differenziert aufweist.

Durch alle Buchhandlungen

VERLAG JOSEF KNECHT, FRANKFURT AM MAIN

rückgeschickt werden sollen. Aber sie haben auch einen Lernprozeß durchgemacht, den eines der Gründungsmitglieder, *Karl-Weit Schäfer*, beschreibt:

«Während wir am Anfang Entwicklung und Entwicklungspolitik ausschließlich auf die Probleme der sich entwickelnden Länder bezogen, wissen wir heute, daß Entwicklung tatsächlich einen der gesamten Menschheit aufgegebenen Prozeß meint. Wir sind auf diese Tatsache bei jedem Teilaspekt der früher so enggeführten Entwicklungsproblematik gestoßen worden, gleich ob es sich um wirtschaftliche, technologische, Umwelt-, Bevölkerungs-, Ernährungsfragen oder andere Fragen handelte. Wir wissen heute, daß die Probleme der sogenannten Dritten und Vierten Welt nur Ausschnitte aus den Problemen der gesamten Welt bzw. Menschheit sind. Insofern sind wir nicht mehr sicher, ob der Name unseres Vereins noch unseren Zielen entspricht.»

Eine Reihe der Vereinsmitglieder kam zu ganz praktischen Folgerungen. Zum Beispiel beschränken sie private Fahrten mit dem PKW. Sie nutzen im Hinblick auf die begrenzten Rohstoffreserven in der Welt ihre Fahrzeuge gemeinsam oder benutzen den öffentlichen Nahverkehr. Sie suchen nach Möglichkeiten, Rohstoffe wie Altpapier und Altglas wiederzuverwenden. Sie verzichten darauf, ihre Haushalte – etwa durch Spülmaschinen – weiter zu technisieren. Sie verzichten auf umweltfeindliche Waschmittel. Sie überlegen, ob es sinnvoll ist, Wohngemeinschaften zu gründen. Allerdings gibt Karl-Weit zu bedenken:

«Natürlich sind derartige Konsequenzen weder inner- noch außerhalb des Vereins unumstritten. Diejenigen aber, die sie auf sich genommen haben,

Das Theologisch-Pastorale Institut für berufsbegleitende Bildung der Diözesen Freiburg, Fulda, Limburg, Mainz, Rotenburg und Trier (TPI) sucht zum nächstmöglichen Termin einen

Dozenten (Priester)

als weiteren Mitarbeiter im Leitungsteam.

Aufgabenbereiche: Konzipierung, Organisation und Begleitung von Fortbildungskursen für hauptamtliche Mitarbeiter in der Pastoral (Priester, Diakone, Pastoralreferenten u. a.), Referententätigkeit im Rahmen dieser Kurse, kooperative Übernahme von sonstigen Aufgaben des Leitungsteams.

Voraussetzungen: Studium der Theologie mit abgeschlossener Promotion; Bereitschaft, sich auf die didaktisch-methodischen Erfordernisse von Erwachsenenbildung einzustellen; Befähigung zur Arbeit mit Gruppen und Teamfähigkeit; nach Möglichkeit pastorale Erfahrung.

Anstellungsbedingungen: Anstellung durch eine der das Institut tragenden Diözesen. Besoldungsgruppe nach der Hochschulordnung.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen an: Theologisch-Pastorales Institut, Augustinerstr. 34, 6500 Mainz, Tel. 06131/9 30 19.

sehen darin, jedenfalls modellhaft, die Erfüllung der Bedürfnisse der Einen Welt an ihrem jeweiligen Ort und sind der Auffassung, daß sie nicht ohne weitere Wirkung auf sie selbst und andere bleiben können.»

Einwände

Die Haupteinwände gegen Gruppen, die sich auf die Suche nach einem neuen Lebensstil gemacht haben, sind wirtschaftlicher Art. Wenn viele den Konsum umstellen, weniger Auto fahren und überhaupt Verzicht leisten, so heißt es, dann wird das erhebliche Auswirkungen auf die Volkswirtschaft haben, die unüberschaubar sind. Darf man in Kauf nehmen, daß zum Beispiel die Zahl der Arbeitslosen steigt?

Die Antwort, die diese Gruppen geben, lautet, daß eine Änderung des Lebensstils ganz sicher erhebliche wirtschaftliche Konsequenzen haben wird, wenn viele sich dazu entschließen. Aber schwere Konsequenzen hat auch das Nicht-Handeln. Selbst wirtschaftliches Wachstum wird die Arbeitslosigkeit nicht beseitigen. Die Fehler, die man durch Unterlassen begeht, werden fast immer als leichter empfunden als die Fehler, die durch Handeln entstehen. In der heutigen Menschheitssituation ist aber das Nicht-Handeln der größere Fehler. Es hat keinen Sinn, mit dem Handeln zu warten, bis alle Probleme wissenschaftlich geklärt sind. Dann kommt man nie dazu, das Notwendige zu tun.

Ein weiterer Einwand lautet: die Lebensstil-Gruppen sind in der Regel Einzelinitiativen, die vielleicht im einzelnen viel Gutes tun, aber dennoch nicht mehr sind als liebenswerte Außenseiter, die auf die großen wirtschaftlichen und politischen Probleme keinen Einfluß nehmen können. Dieser Eindruck mag durch das vierte Beispiel für Christen, die sich um einen neuen Lebensstil bemühen, sogar noch verstärkt werden. Man findet es in Langnau, laut Prospekt «ein stattliches Dorf im schönen Emmental», das zwar wegen seines Käses weltberühmt geworden ist, in dem man aber wohl kaum einen Freundeskreis vermuten dürfte, der

nicht nur neue Lebensformen ausprobiert, sondern sogar noch politisch ernst genommen werden kann.

Einige seiner Mitglieder arbeiteten schon in den sechziger Jahren zusammen. 1973 erhielten insgesamt zehn – vier Lehrerinnen, ein Zivilstandsbeamter, ein Polizist, eine Arbeiterfrau, zwei Agraringenieure und ein Bautechniker – den Auftrag, die kirchliche Erwachsenenarbeit in Langnau aufzubauen. Aus der neuen Zusammenarbeit entwickelte sich eine Gemeinschaft, in die auch die Familien miteinbezogen sind. Einmal im Jahr treffen sich alle zu einem Familienwochenende in Gwatt. Da wird gespielt, gefeiert, getanzt, geredet, miteinander gekocht. Dienstags kommt die Gruppe in den Entli-Park von Langnau, also in einen Park mit einem Ententeich. Die Mitglieder essen miteinander, unterhalten sich und besprechen ihre Arbeit.

Eine hübsche Idylle, scheint's, dennoch führt die Gruppe kein Eigenleben. Sie trägt ihre Ideen ins Dorf. Außer dem wöchentlichen Suppentag bietet sie Gemeindefeste an und regt zur Selbsthilfe an:

In Langnau steht ein altes Schulhaus, das Ilfis-Schulhaus, das abgebrochen werden sollte. Zur gleichen Zeit wurde der Ort von Arbeitslosigkeit betroffen. Über Arbeitslosigkeit zu reden, schien wenig sinnvoll. Also setzte man sich mit den Arbeitslosen zusammen und faßte den Plan, das alte Schulhaus als Freizeitwerkstätte für Arbeitslose instandzusetzen. Eine kleine Bürgerinitiative bildete sich, die Kirchgemeinde und die politische Gemeinde lieferten kostenlos das Baumaterial. Heute ist das alte Schulhaus eine Freizeit- und Begegnungsstätte für jedermann.

Doch auch dies hört sich nicht außergewöhnlich an, und die Lehrerin Vreni Stalder schien überrascht, daß ihre Gruppe als Beispiel für die Suche nach einem neuen Lebensstil gelten soll: «Bei uns finden Sie nichts Außergewöhnliches.» Aber vielleicht ist es ein außergewöhnliches Element des Neuen Lebensstils, daß manche ihn nicht außergewöhnlich finden? Auf die Frage, ob sie denn nicht etwas bei sich und im Dorf in Bewegung gebracht hätten, antwortet Vreni Stalder eher skeptisch:

«Wir haben uns das natürlich oft überlegt: wie wirkt das denn nun nach außen? Klappt das überhaupt? Ändern wir unser Leben, konkret gesehen? Da war ich oft enttäuscht, weil ich dachte: Nein, ich merk nicht so viel, keine großen Sachen. Und doch find ich, geschieht etwas Wesentliches, indem das, was zwischenmenschlich geschieht, viel weniger oberflächlich ist. Ich glaube schon, daß da eine Ausstrahlung da ist.»

Immerhin nimmt es die Gruppe in Kauf, als links oder gar kommunistisch verketzert zu werden, wenn sie beispielsweise angesichts der Fremdenfeindlichkeit Mitglieder politischer Minderheiten in ihr Voralpendorf einlädt, um auf deren Probleme aufmerksam zu machen und um Verständnis für sie zu verbreiten. Freilich mag dieses Beispiel aus Langnau noch mehr als die anderen sektiererisch wirken: wie ein hoffnungsloser Versuch unverbesserlicher Weltverbesserer. Aber solche Initiativen gewinnen an Gewicht, wenn man bedenkt, daß sie meist in viel umfassendere nationale Bewegungen eingebettet sind. Die Langnauer fühlen sich der «Erklärung von Bern» verbunden, der sich bisher 11 000 Personen angeschlossen haben. Sie verpflichteten sich, einen Teil ihres Einkommens für die Entwicklungshilfe zur Verfügung zu stellen. Aus der Bewegung ist in zehn Jahren eine Organisation hervorgegangen, die Information und politische Aktion miteinander verbindet und heute auf ganz verschiedenen Gebieten arbeitet: Energie, Entwicklungspolitik und Ernährung.

«Welche Schweiz morgen?»

Mitglieder der «Erklärung von Bern» sind wiederum beteiligt an der Gründung der Bewegung «Welche Schweiz morgen?», die auch von Katholiken mitgetragen wird. Das ist der Versuch, die vielen Gruppen, die einen neuen Lebensstil übernommen haben, zu ermutigen, sie zu informieren und politische Schwerpunkte zu setzen. Die Arbeit von «Welche Schweiz morgen?» umfaßt

sechs Bereiche: Alternative Formen von Kommunen und Wohngemeinschaften; neues Verhältnis zwischen Arbeit und Freizeit; Ernährung; Energie; Verkehr; Bevölkerungswachstum. Ein Siebenseitenkatalog formuliert in Stichpunkten, wo man mit der Arbeit in Gruppen ansetzen kann.

Wie in anderen Ländern kann man auch in der Schweiz die Warnung vor dem Irrglauben hören, daß persönliche Verhaltensänderung allein schon zu gesellschaftlichen Reformen führt. Deshalb darf man bei Veränderungen im persönlichen Lebensbereich die großen politischen Zusammenhänge, um deren Änderung es letztlich geht, nicht aus dem Auge verlieren. In der Zeitschrift «Reformatio», die mit der Evangelischen Erwachsenenbildung für die deutschsprachige Schweiz das Sonderheft «Zu neuem Lebensstil befreit?» herausgegeben hat, schreibt *Marga Bührig*:

«Wenn die Welt ihre vier Milliarden Bewohner am Leben erhalten soll, muß sie selbst gerettet werden ... Wer Lebensstil in diesem großen Kontext versteht, wird sich bewusst sein, daß seine politische Haltung mindestens ebenso sehr ins Gewicht fällt, wie die Änderung seiner Konsumgewohnheiten. Wenn Rückkehr zur Natur kein bloßes romantisches Umziehen in ein altes Bauernhaus mit Garten und der Möglichkeit, selber biologisches Gemüse anzubauen, bedeuten soll, dann sind wir sehr rasch bei heißen politischen Fragen wie zum Beispiel Besitz von Grund und Boden, Raumplanung, industrielle Tierhaltungen, Bauordnungen, Entscheidungen über den Bau von Atomkraftwerken und Waffenproduktion. Wir sind auch bei den Fragen, die wir gerade in der Zeit der Rezession kaum zu stellen wagen: Welche Art von Produktion und Dienstleistung ist sinnvoll. Es ist einfacher, diesen Fragen auszuweichen, indem man ganz privat, in aller Stille auf manches verzichtet, das man haben könnte. Auch das ist zweifellos nötig und gehört zu einem neuen Lebensstil. Das Wesentliche aber ist die Zusammenschau der verschiedenartigen Komponenten. Könnten unsere Kirchen, sicher in Zusammenarbeit mit anderen Gruppierungen, die Anliegen in dieser Weite und dieser Tiefe aufnehmen und weitergeben?»

Ähnliche Entwicklungen wie in der Schweiz kann man auch in anderen Ländern beobachten. Die älteste und bekannteste Aktion ist die holländische Initiative «Nieuwe levensstijl», die nach einem Fastenhirtenbrief der katholischen Bischöfe von allen christlichen Kirchen ins Leben gerufen wurde. Sie umfaßt inzwischen acht Regionalgruppen, weitere Bezirksgruppen und viele Lokalgruppen. 185 davon sind bekannt und erfaßt. Man schätzt aber, daß zwischen 500 und 600 Gruppen, die zum großen Teil schon bestanden, nach den Ideen der Bewegung arbeiten. In England hat sich die Life-Style-Movement gebildet. Auf einer Lebensstil-Konferenz in Ammerdown zeigte sich 1976, daß viele Teilnehmer nach praktischen Ratschlägen suchen. Deshalb hat die Gruppe «Winterbourne Lifestyle Cell» einen Katalog «Kleine Schritte» erarbeitet, in dem praktische Tipps für einen neuen Lebensstil zusammengestellt werden. Die Themen sind: Transport, Ernährung, Gartenbau, Kochen, Haushalt, Spenden, Ferien, Haustiere, Geschenke und Verschwendung.

Ökumenische Initiative «Eine Welt»

Dieser 13seitige Katalog ist von der deutschen Ökumenischen Initiative «Eine Welt» übersetzt worden und wird zurzeit in ihren Gruppen diskutiert. «Eine Welt» wurde 1976 gegründet, um eine «Lernbewegung» einzuleiten und «eine Kette der Ermutigung» zu bilden. An der Gründung waren Christen beider Konfessionen beteiligt: Mitglieder des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend, der Katholischen Frauengemeinschaft und von Pax Christi ebenso wie Mitglieder des Weltrates der Kirchen, des Evangelischen Kirchentages und der Evangelischen Akademikerschaft. Das Thema «Neuer Lebensstil» wird nun in Kirchengemeinden und Akademien behandelt. Die Katholische Jugend machte es zum Schwerpunktthema. Die action 365, die sich schon vor der Gründung von «Eine Welt» damit beschäftigte, wird voraussichtlich im Januar 1978 eine Lebensstil-Schallplatte veröffentlichen. Bei der Ökumenischen Initiative erschienen bisher fünf Schriften im Umfang zwischen zwei und zwölf Seiten: Gründungsaufruf, Info 1 (Initiative auf einen

Blick), Info 2 (Das Auto in unserem Leben), Info 3 (Ernährung ist nicht nur Privatsache) und entwicklungspolitisches Info.

«Eine Welt» besteht inzwischen aus zahlreichen Lokalgruppen und zwölf Regionalgruppen. Im Gründungsaufruf hieß es:

«Für uns umfaßt ökumenisches Leben ebenso sehr die Bemühung um Einheit der Christen und Kirchen wie die Mitverantwortung für die von Menschen bewohnte Erde. Dies ist der ursprüngliche Sinn des Wortes Ökumene. Darum müssen wir versuchen, umweltgerecht, einfacher, solidarischer und gesprächsbereit zu leben. Politische Veränderungen sind in unserem Land nur zu erhoffen, wenn es eine ausreichend große Zahl von Bürgerinnen und Bürgern gibt, die solche Veränderungen wollen oder zumindest zulassen. Gegenwärtig sind Initiativen von Gruppen, die ihren Einsichten selbst folgen und sie ins öffentliche Gespräch bringen, am ehesten geeignet, notwendige Lernprozesse bei einer Mehrheit in Gang zu bringen und die Träger staatlicher und wirtschaftlicher Macht zum Handeln zu veranlassen.»

Inzwischen gibt es auch in Österreich Überlegungen, eine solche Initiative zu gründen. In Schweden steht die Gründung bevor.

Peter Hertel, Ronnenberg

Zuschrift

Zu Nr. 19, S. 207ff.: «Erstes Vatikanum und Unfehlbarkeit»¹

Die zwei Bände von August Hasler über Pius IX. und die päpstliche Unfehlbarkeit auf dem 1. Vatikanum enthalten für den Kirchengeschichtler und den Theologen unbequeme Tatsachen und schwerwiegende Schlußfolgerungen. Die Bände sind aber auch umfangreich: wer liest schon 627 Seiten? Viele werden sich deshalb auf Besprechungen verlassen. Um so bedauerlicher ist der Aufsatz von Victor Conzemius, weil seine Kritik derart entstellend ist, daß vom Inhalt und der Methode von Haslers Arbeit unweigerlich ein falscher Eindruck entstehen muß. Das läßt sich nur erklären, weil die Thesen – wie Conzemius selber sagt – aufregend sind. Nur zu leicht führt er einen auch zur Vermutung, daß die Aufregung für ihn dort am größten ist, wo kirchengeschichtliche Darlegungen von Hasler wegen Irreführung und Verharmlosung eingeklagt werden.

Haslers Methode wird als tendenziös hingestellt: er habe mit monomaner Vorliebe nur für Rom negative Aussagen gesammelt und mehr aus den Ereignissen herausgeholt, als die kritisch-historische Vernunft zulasse. In Wirklichkeit werden die Quellen bei ihm sehr differenziert benutzt und nach ihrer Herkunft genau bezeichnet: die Vielfalt der Anmerkungen ist in dieser Hinsicht kein Luxus und wehe, wenn sie fehlen würden! Was sich nur vermuten läßt, wird als reine Vermutung angegeben, und Gerüchte werden als solche gekennzeichnet. Die reichlich benutzte private Korrespondenz ist klar ersichtlich und illustriert oft nur offizielle Aussagen. Die hermeneutischen Prinzipien werden durchgehalten, wo es möglich ist, so auch der von Conzemius nicht zitierte Tatbestand: «Nicht nur die Berichte der Minoritätsbischöfe und der verschiedenen Gesandten bestätigen einander dabei häufig, gerade auch extreme Infallibilisten erhärten oft die gleichen Sachverhalte.» Und selbst wenn ein Teil des Materials der Kritik nicht standhalten würde, für die inhaltlichen Thesen Haslers blieben wohl immer noch genügend Unterlagen, bei der eindrucksvollen Reichhaltigkeit an Quellen, auf die er sich zu berufen weiß. Und wie gut hätte es einem Kirchengeschichtler angestanden, die von Hasler ausführlich belegte und bis heute andauernde üble Archivpolitik der Kurie in aller Deutlichkeit zu erwähnen. Die Vernichtung und Verschließung von Archivmaterial spricht genügend für das schlechte Gewissen in der Sache!

Nach den massiven Vorwürfen methodologischer Mängel ist es keineswegs verwunderlich, daß Conzemius nicht fähig ist, die Hauptthesen Haslers klar darzulegen. Gar noch zu behaupten, Hasler habe sich auf die oberflächlichen Aspekte der Probleme beschränkt, geht restlos zu weit. Das Gegenteil trifft zu, seine Abhandlung geht an die Wurzel der Unfehlbarkeitsdefinition. Daß daran manches faul ist, dürfte nicht verschwiegen werden. Es sei wenigstens angedeutet.

Sehr fragwürdig ist die Freiheit des Konzils. Die Geschäftsordnung ist erwiesen weniger frei als die des Konzils von Trient. Sie wurde deshalb auch promulgiert, bevor die Bischöfe in Rom zusammenkamen und Verbesserungsvorschläge wurden vom Papst abgelehnt. Überzeugend wird der große physische und moralische Druck auf die Minorität gezeigt, der zur Verzweiflung vieler Bischöfe führte. Und wo die Infallibilisten eine nachträgliche Erklärung der

¹ Nach dieser Zuschrift eines katholischen Pfarrers wird sich demnächst noch der Autor, Dr. A. Hasler selber zum Wort melden, sodann zu einer kurzen Replik der Rezensent, Prof. V. Conzemius.

Freiheit des Konzils erreichen wollen, wurde gar das offizielle Konzilsprotokoll gefälscht. Auch der ausführliche Teil über die Argumentation für und gegen die päpstliche Unfehlbarkeit dürfte deutlich zeigen, daß es eine Scheindiskussion war, weil eine wirkliche Diskussion nicht stattfinden durfte. Ob man nach allem das Prädikat «genügend frei» noch geben kann, wie katholische Historiker es wollen? Haslers Nein ist verständlich.

Nicht weniger an die Wurzel gehen andere Abschnitte in Haslers Werk. Sind die von der Minorität gesehene logischen Schwierigkeiten wirklich behoben? Mehr noch müßte doch ein Kirchengeschichtler zustimmen, wo der Mißbrauch der Geschichte und der Konflikt mit der Geschichtswissenschaft aufgezeigt wird. Wer weiß, wie ungeschichtlich es in der katholischen Theologie bis in die neueste Zeit zugegangen ist (und man muß befürchten, weiterhin zugeht), der sollte sich mit Haslers Thesen befreunden können: scholastische Distinktionen helfen wenig, wo es um historische Fakten geht. Das gilt auch von der Formel «ex cathedra» und den nachträglichen Interpretationen, mit denen Minderheitsbischofe einen Ausweg suchten. Die gelenkte Geschichtsschreibung und die Unterwerfungsgeschichte zeigen ein Verhalten Roms, an dem sich auch heute wenig geändert hat. Einem Geschichtler kann dieser Zusammenhang nicht verborgen bleiben. Und wenn Conzemius den ideologiekritischen Rückblick nach deutlicheren Kriterien wünscht, müßte doch gesagt werden, daß bis jetzt nirgends so viel geboten wird wie bei Hasler.

Es wird zu deutlich, daß in der Darstellung des 1. Vatikanums sich manches ändern muß. Nur zum Schluß sei erwähnt, die ausschlaggebende Rolle Pius IX. ist stärker zu betonen, gleichgültig wie sein Krankheitsbild beurteilt wird. Daß hingegen sein Persönlichkeitsbild in die Unfehlbarkeitsdebatte hineinspielt, läßt sich nicht so leicht eliminieren, wie Conzemius will, und hängt auch nicht allein mit der Frage der Epilepsie zusammen. Neben einem ungesunden Mystizismus scheinen mir die despotischen Züge und die Unaufrichtigkeit Pius IX. genügend belegt zu sein. Dumm ist das nur für eine Heiligsprechung, nicht aber für eine Kirchengeschichte!

Weil Hasler mehr als provokative Thesen liefert, läßt sich sein Werk nicht umgehen. Wem nicht klar ist, wer die Diskussion verwirrt, der wird zu den beiden Bänden selbst greifen müssen, bis die Aufregung der Kirchengeschichtler sich gelegt hat. Oder darf man für den Leser in Zeitnot bald mit einer kürzeren *Vulgärausgabe* rechnen?
Werner Egli, Rheineck

Ein mutiger Verlag

Als Echo auf die internationale Frankfurter Buchmesse im Oktober dürfte es nicht ganz abwegig sein, einmal auf einen ausländischen Verlag aufmerksam zu machen, der es verdient, auch im deutschen Sprachgebiet Beachtung zu finden: gemeint ist der amerikanische Verlag *Orbis Books* der Maryknoll Fathers.¹ Das Programm dieses kleinen, aber mutigen Verlages ist inzwischen aus der nordamerikanischen Verlagsszene nicht mehr wegzudenken; es gibt wohl wenige theologische Verlagsprogramme, die so entschlossen wie *Orbis Books* der Tatsache Rechnung getragen haben, daß Kontakt und Kommunikation mit den theologischen und kirchlichen Strömungen in der «Drit-



ORIENTIERUNG

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Raymund Schwager, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rüdlin
Anschrift von Redaktion und Administration:
Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 201 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842
Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge Konto
Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 62 90-700
Österreich: Postsparkasse Wien Konto Nr. 2390.127
Italien: Postcheckkonto Nr. 29 290004
Abonnementspreise 1977:
Schweiz: Fr. 29.- / Halbjahr Fr. 16.- / Studenten Fr. 20.-
Deutschland: DM 31.- / Halbjahr DM 16.- / Studenten DM 22.-
Österreich: öS 210.- / Halbjahr öS 120.- / Studenten öS 140.-
Übrige Länder: sFr. 29.- plus Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr./DM 35.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Einzelexemplar: Fr./DM 1.70 / öS 12.- plus Porto

AZ

8002 Zürich Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Fribourg ehrte Lukas Vischer

Am *Dies academicus* der Universität Fribourg – der Festakt unter dem Ehrenpräsidium von Elisabeth Blunschy-Steiner vereinigte 1500 Personen – verlieh die Theologische Fakultät zwei Ehrendoktorate. Das eine ging an *Meinrad Hengartner*, Direktor des Fastenopfers, für die Bewußtseinsbildung, die er (seit dem Missionsjahr der Jugendorganisationen) in der Schweizer Kirche eingeleitet hat. Das andere wurde *Lukas Vischer* vom Ökumenischen Rat in Genf verliehen. Ehren wollte man damit zugleich Vischers einstigen Lehrer in Basel, Prof. Oscar Cullmann, sowie die ganze Arbeit der *Kommission für Glaube und Kirchenverfassung*, deren Sekretariat Vischer als Direktor vorsteht: vgl. *Orientierung* Nr. 11, S. 122ff. (zum Jubiläum 1927-77). Die jüngste Konsultation in Odessa befasste sich im Hinblick auf die nächstjährige Generalversammlung in Bangalore mit der Frage: *Wie lehrt die Kirche heute verbindlich?* bzw. «authoritatively», d. h. «nicht nach Art der Gesetzeslehrer».

ten Welt» einem wirklich «katholisch» und «ökumenisch» verantworteten Christentum zunehmend schwerer auf der Seele liegen müssen. Ich greife einige wichtige Titel heraus, die das Profil des Verlags kennzeichnen. Für diejenigen, die sich für lateinamerikanische Theologie interessieren, ist es sicher erfreulich, daß *Orbis Books* eine ganze Reihe von spanischen und portugiesischen Werken ins Englische übersetzt hat und Deutschsprachige, die ja oft Englisch können, nicht mehr nur auf die Bücher von *Gutiérrez* (Theologie der Befreiung, 1973, Grünewald) und *Bonino* (Theologie im Kontext der Befreiung, 1977, Vandenhoeck) angewiesen sind.

Ich nenne das große fünfbandige Werk von *J.L. Segundo SJ*: «A Theology for Artisans of a New Humanity», und vom selben Autor das in den USA vielbesprochene Buch: «The Liberation of Theology», das sich selbst als einen Essay in theologischer Methodologie versteht. Weiter von dem Brasilianer *Hugo Assmann*: «Theology for a Nomad Church» und von *Enrique Dussell*: «History and the Theology of Liberation», ein kurzer Leitfaden durch die lateinamerikanische Kirchen- und Theologiegeschichte seit der Kolonisation. Um die Diskussionen zwischen nord- und südamerikanischer Theologie kennenzulernen, empfiehlt sich der von *Sergio Torres* und *John Eagleson* herausgegebene Sammelband «Theology in the Americas», an dem von nordamerikanischer Seite etwa die bekannten Theologen *Avery Dulles*, *Frederick Herzog* und *Gregory Baum* mitgewirkt haben; wichtig für das Gespräch zwischen beiden Amerikas ist der Vergleich, den *J.A. Coleman* hergestellt hat zwischen Theologie der Befreiung einerseits und der Debatte über «civil religion» in den USA andererseits, im selben Sammelband. Theologie aus Lateinamerika ist ohne Zweifel ein Schwerpunkt der Verlagsarbeit. Daneben kommen aber auch Stimmen afrikanischer und asiatischer Theologie zu Wort, so zwei Bücher von *A. Shorter*: «African Christian Theology: Adaptation or Incarnation» und «African Culture and the Christian Church». Weiter von *E. Botaji Idowu*: «African traditional Religion: A Definition» und das in bezug auf das Modell der Basisgemeinschaften wichtige Buch von *Marie-France Jassy*: «Basic Community in the African Churches». Die Schwierigkeiten der christlichen Mission auf dem Hintergrund der gesellschaftlichen und kulturellen Umwälzungen in Asien behandelt *Choan-Seng Song* in: «Christian Mission in Reconstruction – An Asian Analysis.» Strukturen indischer und japanischer Religiosität werden untersucht von *J.B. Chethimattam*: «Patterns of Indian Thought» und *F.M. Basabe*: «Japanese Religious Attitudes». Schließlich sei noch erwähnt, daß *Orbis Books* einen Schwerpunkt legt auf das, was man im weitesten Sinne als narrative Theologie bezeichnen könnte, nämlich neue Formen der Darstellung religiöser Persönlichkeiten und des Nachdenkens über religiöse Erfahrung, so: *M. Hope* und *J. Young*: «The Struggle for Humanity. Vivid Portraits of nonviolent leaders around the World». *José de Broucker*: «Dom Helder Câmara», und die theologischen Betrachtungsbücher von *José Comblin*: «Jesus of Nazareth. Meditations on his Humanity» und von *George H. Tavard*: «A Way of Love».

Vielleicht kann dieser kleine Bericht über ein Verlagsprogramm, das in erstaunlicher Weise die Vielfalt der Kirchen und Theologien in der weltweiten christlichen Ökumene darstellt, auch etwas das Nachdenken anregen darüber, wie introvertiert, provinziell und wenig «katholisch» wir in kirchlichen Kreisen oft sind und wie wenig neugierig und wißbegierig zumindest, was den Glauben, das Leben aus dem Glauben und das Nachdenken über den Glauben unserer doch gar nicht mehr so fernen *Mitchristen* in «Übersee» betrifft. *Michael Göpfert, München*

¹ *Orbis Books*, Maryknoll Fathers, Maryknoll, NY 10545.